



# Leseprobe

John Gwynne

## Macht - Die Getreuen und die Gefallenen 1

Roman

---

»Es ist schier unglaublich, dass es sich hierbei um ein Debüt handeln soll. [...] Ein verdammt gelungenes, spannendes [...] Buch. Rundum empfehlenswert!« *hysterika.de*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



---

Seiten: 832

Erscheinungstermin: 19. Juni 2017

Lieferstatus: Lieferbar

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

## Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

»Ein höllisch guter Roman: absolut zu empfehlen!« **Conn Iggulden**

Wo sich die Verfemten Lande erstrecken, färbte Blut die Welt einst rot. Wo heute uralte Ruinen stehen, bezwangen Menschen Giganten. Wo einzig das Heulen der Woelven erklingt, brannte vor tausenden Jahren die Welt.

Doch zu lange haben sich die Menschen in Sicherheit gewöhnt. Nun weinen die Gigantensteine Blut, und in den Verfemten Landen regt sich erneut, was für immer verbannt sein sollte. Ein uralter Feind hat längst eine Allianz geschmiedet und wartet darauf, dass seine Stunde kommt. Und nur einer vermag es, ihn aufzuhalten, wenn die Schwarze Sonne die Welt betritt ...



**Autor**

**John Gwynne**

---

John Gwynne studierte an der Brighton University, wo er später auch unterrichtete. Er spielte Kontrabass in einer Rock'n'Roll-Band, bereiste die USA und lebte in Kanada. Heute ist er verheiratet,

hat vier Kinder und führt in England ein kleines Unternehmen, das alte Möbel restauriert. Nach seiner preisgekrönten Saga »Die Getreuen und die Gefallenen« und der daran angelehnten Reihe »Blut und Knochen« beginnt mit »Nordnacht« die nächste große Fantasy-Serie des SPIEGEL-Bestsellerautors: die »Saga der Blutgeschworenen«.

JOHN GWYNNE

# Macht

Die Getreuen und die Gefallenen 1

JOHN GWYNNE

# Macht

Die Getreuen und die Gefallenen 1

Aus dem Englischen  
von Wolfgang Thon

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
»Malice – The Faithful and the Fallen 1«  
bei Pan Macmillan, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2017 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © John Gwynne 2012

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Blanvalet,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Urban Hofstetter

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, nach einer Originalvorlage

Umschlagillustration: Paul Young represented by Artist Partners

Karte: © Fred von Deelen

BL · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6119-3

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für meine Kinder  
Harriett, James, Edward und William.  
Und natürlich für meine Ehefrau, Caroline,  
ohne die nichts eine Bedeutung hätte.

»Denn woher, wenn nicht vom Urheber alles Bösen,  
hätte eine solche Boshaftigkeit entspringen sollen?«

John Milton *Paradise Lost*



# PROLOG

## EVNIS

*Im Jahr 1122 des Zeitalters der Verbannten, Wolfsmond*

Laub und Zweige knackten und raschelten unter Evnis' Füßen, und sein Atem bildete Wölkchen, als er einen Fluch flüsterte. Er schluckte, obwohl sein Mund trocken war. Er hatte Angst, das musste er eingestehen, doch andererseits, wer hätte die nicht an seiner Stelle? Was er heute Nacht tun würde, machte ihn zu einem Verräter an seinem König. Wenn nicht gar zu etwas Schlimmerem.

Er blieb stehen und sah sich um. Jenseits des Waldrandes konnte er den Steinkreis erkennen, hinter dem die Mauern seiner Heimatstadt Badun im Mondlicht silbern schimmerten. Es wäre so einfach umzukehren, nach Hause zu gehen und einen anderen Pfad in seinem Leben zu beschreiten. Einen Moment lang schwindelte ihn, so als stünde er am Rand eines gewaltigen Abgrundes, und die Welt um ihn herum schien sich zu verlangsamen, als wartete sie auf das Ergebnis seiner Entscheidung. *Ich bin jetzt schon so weit gegangen, nun bringe ich es auch zu Ende.* Er blickte zum Wald hinauf, einem Wall undurchdringlicher Schatten, zog seinen Umhang enger um sich und ging in die Dunkelheit.

Eine Weile folgte er dem Gigantenpfad, der gepflasterten Straße, die die Königreiche von Ardan und Narvon miteinander verband. Er wurde seit langer Zeit nicht mehr gepflegt, und der Gigantenclan, der ihn einst erbaut hatte, war vor über tausend Jahren untergegangen. Moos und Pilze wuchsen überall zwischen den zerbröckelnden Steinplatten.

Selbst in der Dunkelheit fühlte er sich auf der breiten Straße angreifbar. Schon bald rutschte er die steile Böschung hinab und verschwand zwischen den Bäumen. Zweige schlugen über seinem Kopf zusammen, und der Wind fuhr durch das Blätterdach, während er schwitzend über Hügel und durch Mulden ging. Evnis wusste, wohin er wollte. Er zählte zwar erst neunzehn Sommer, aber selbst Waldarbeiter, die doppelt so alt waren wie er, kannten sich in diesem Teil des Finsterforsts nicht besser aus als er. Diesen Pfad hatte er schon viele Male benutzt, wenn auch nie des Nachts.

Es dauerte nicht lange, bis er zwischen den Bäumen einen Feuerschein entdeckte. Er schlich näher, blieb aber stehen, bevor das Licht der Flammen auf ihn fiel. Er scheute davor zurück, aus den Schatten herauszutreten. *Kebr um, geh nach Hause*, flüsterte eine Stimme in seinem Kopf. *Du bist ein Nichts, du wirst deinem Bruder niemals gleichkommen*. Das waren die Worte seiner Mutter, scharf und genauso kalt wie der Tag, an dem sie gestorben war. Mit zusammengebissenen Zähnen trat er in den Lichtkreis.

Wasser blubberte in einem eisernen Kessel, der an einem Dreibein über den Flammen hing. Daneben hockte eine Gestalt in einem Umhang, deren Gesicht von einer Kapuze verhüllt wurde.

»Grüße.« Es war eine weibliche Stimme. Die Frau schlug die Kapuze zurück, und im Licht der Flammen schimmerte das Silber in ihrem Haar kupferfarben.

»Mylady«, begrüßte Evnis Rhin, die Königin von Cambren. Angesichts ihrer Schönheit verschlug es ihm den Atem.

Als sie ihm lächelnd die Hand hinhielt, bildeten sich Fältchen in ihren Augenwinkeln.

Evnis trat zögernd vor und küsste den Ring an ihrem Finger, der sich kalt anfühlte. Die Königin roch süßlich, berauschend.

»Noch ist es nicht zu spät. Du könntest umkehren.« Sie legte ihm einen Finger unter das Kinn und hob seinen Kopf ein wenig an. Sie standen so dicht voreinander, dass er ihren Atem auf seinem Gesicht spürte. Er war warm und roch nach Wein.

Evnis holte hastig Luft. »Nein. Ich habe nichts zu gewinnen, wenn ich umkehre. Dies hier ist meine Chance ...«

Das Gesicht seines Bruders tauchte in seinem Kopf auf. Lächelnd, gebieterisch, beherrschend. Dann das seiner Mutter, mit spöttisch verzogenen Lippen, urteilend, abwertend.

»...Macht und Ansehen zu erlangen. Gethin hat eine Ehe für mich arrangiert, mit der Tochter des ärmsten Barons in ganz Ardan, glaube ich.«

»Ist sie denn wenigstens hübsch?« Rhin lächelte immer noch, aber ihre Stimme klang scharf.

»Ich habe sie nur einmal getroffen. Nein, ich kann mich nicht einmal daran erinnern, wie sie aussah.« Er warf einen Blick auf den Kessel über dem Feuer. »Ich muss das tun. Bitte.«

»Und was bietest du mir als Gegenleistung?«

»Das ganze Reich von Ardan. Ich werde es regieren und mich dir beugen, meine Hochkönigin.«

Sie lächelte mit blitzenden Zähnen. »Das gefällt mir. Aber es geht um mehr als nur um Ardan. Um sehr viel mehr. Es geht um den Götterkrieg. Um den fleischgewordenen Asroth.«

»Ich weiß«, flüsterte er. Seine Angst schien fast eine lebendige Kreatur zu sein, die von seiner Zunge troff und ihn zu erwürgen drohte. Die ihn aber auch erregte.

»Fürchtest du dich?« Rhins Blick hielt ihn fest.

»Ja. Aber ich werde es durchstehen. Ich habe mich nicht leichtfertig entschieden.«

»Gut. Dann komm.« Sie schnippte mit den Fingern.

Zwischen den Bäumen tauchte eine riesige Gestalt auf und trat in den Lichtschein des Feuers. Ein Gigant. Er war etwa anderthalbmal so groß wie ein normaler Mann, hatte ein blasses, kantiges Gesicht mit wulstigen Augenbrauen und kleine schwarze Augen, die unter der knöchernen Stirn funkelten. Sein langer schwarzer Schnauzbart, in den Lederbänder eingeflochten waren, reichte ihm bis zur Brust. Auf einem Arm war eine Tätowierung, eine dornenbewehrte Kletterpflanze, die unter dem Ärmel des Kettenhemdes verschwand. Der Rest von ihm war von Leder und Fell verhüllt. In seinen Armen trug er einen Mann, der an Händen und Füßen gefesselt war, aber er hielt ihn so mühelos, als wäre er ein Kind.

»Das ist Uthas von den Benothi.« Rhin deutete mit der Hand auf den Giganten. »Er dient demselben wie wir und hat mir bereits in der Vergangenheit geholfen.«

Uthas trat auf den Kessel zu und ließ den Mann zu Boden fallen. Der wand sich auf dem Waldboden hin und her und stöhnte.

»Hilf ihm aufzustehen, Uthas.«

Der Gigant bückte sich, packte den Gefangenen an den Haaren und riss ihn vom Boden hoch. Sein Gesicht war zerschlagen und geschwollen, Wangen und Lippen waren blutverkrustet. Seine Kleidung war zerfetzt, aber Evnis konnte das Wolfswappen von Ardan auf seinem zerrissenen Lederkürass erkennen.

Der Mann wollte etwas sagen, doch seine Lippen waren blutig und geschwollen, und Speichel tropfte ihm aus einem Mundwinkel. Schweigend zog Rhin ein Messer aus ihrem Gürtel und schnitt ihm die Gurgel durch. Dunkles Blut spritzte heraus, und der Mann sackte im Griff seines Häschers zusammen. Der Gigant schob ihn nach vorn und hielt ihn so, dass sein Blut in den Kessel tropfte.

Evnis kämpfte gegen den Impuls, sich umzudrehen und wegzu-  
laufen. Rhin murmelte jetzt etwas mit tiefer, kehliger Stimme, eine Anrufung, dann stieg eine kleine Dampfwolke aus dem Kessel auf. Evnis beugte sich vor. Ein Windstoß fegte über die Lichtung. In dem Dampf nahm eine Gestalt Form an, schien zu tanzen. Der Gestank von Tod und Fäulnis drang Evnis in die Nase und raubte ihm den Atem. Er würgte, konnte aber seinen Blick nicht von den beiden winzigen, glühenden Punkten losreißen. Augen, die tief in einem uralten Gesicht lagen. Das faltige Antlitz schien vornehm zu sein, weise und traurig. Dann wieder wirkte es stolz und streng. Evnis blinzelte, und einen Augenblick lang sah es aus wie das Gesicht eines Reptils. Der wabernde Dampf vermittelte den Eindruck, als würden sich ledrige Schwingen entfalten und weit strecken. Ihn fröstelte.

»Asroth«, flüsterte Rhin und sank auf die Knie.

»Was ist dein Begehrt?« Die Stimme zischte.

Evnis schluckte. Sein Mund war trocken. *Ich muss ergreifen, was mir gehört, muss aus dem Schatten meines Bruders treten. Bring es zu Ende.*

»Macht!«, stieß er rau hervor. Dann holte er tief Luft und wieder-

holte es, lauter diesmal. »Macht! Ich will herrschen. Über meinen Bruder, über ganz Ardan.«

Zur Antwort erhielt er Gelächter, leise zunächst, dann anschwellend, bis es die ganze Lichtung erfüllte. Dann plötzlich kehrte wieder Stille ein, so dicht und schwer wie die Flechten und Kletterpflanzen, die von den Bäumen herabhingen.

»Du wirst sie erhalten«, erklärte die Gestalt.

Evnis spürte, wie ihm ein Schweißtropfen über die Stirn lief. »Was willst du als Gegenleistung? Was ist dein Preis?«

»Mein Preis bist du.« Die kleinen Augen der im Dampf tanzenden Gestalt schienen ihn festzunageln. »Ich will dich.« Die Lippen des uralten Gesichtes deuteten ein verzerrtes Lächeln an.

»So sei es«, antwortete Evnis.

»Besiegele es mit deinem Blut!«, knurrte das Gesicht.

Rhin hielt ihm ihr Messer hin.

*Bring es zu Ende, mach es, bring es zu Ende*, wiederholte Evnis lautlos wie ein Mantra. Er biss die Zähne fest zusammen, nahm das Messer in seine schweißnasse Rechte und zog die Klinge rasch über die offene Fläche der anderen Hand. Dann ballte er die Finger zu einer Faust, trat vor und stieß sie in den Dampf über dem eisernen Kessel. Blut tropfte von seiner Faust herab und begann sofort darin zu blubbern. Ein Stoß, fast wie ein körperlicher Schlag, traf seine Brust, schien ihn zu durchdringen. Keuchend und bebend sank er auf die Knie und schnappte wie ein Ertrinkender nach Luft.

Durch seinen ganzen Körper schoss Schmerz.

Er kreischte.

»Es ist vollbracht«, dröhnte die Stimme in seinem Kopf.

## Exzerpt

### *Die Schriften von Halvor*

*Entdeckt im Jahr 1138 des Zeitalters der Verbannten in der Ruine von Drassil. Mehr als zweitausend Jahre, nachdem sie verfasst worden waren.*

*Die Welt ist zerfallen.*

*Der Götterkrieg hat alles verändert. Asroths Ränke, Elyons Zorn, beides hat so vieles verdorben und vernichtet. Die Menschheit ist untergegangen, wurde ausgemerzt oder ist von diesen Gestaden geflüchtet. Und wir sind nur noch so wenige. Wir Giganten, die Uneinen, einst ein einziger Clan, nun gespalten, ohne Hoffnung auf Versöhnung.*

*Ich, Halvor, Stimme des Königs, habe tausend Jahre gelebt. Jetzt ist der große Skald tot, und sein Clan wurde in alle Winde zerstreut. Ich werde keine weiteren tausend Jahre mehr leben. Und so betrauerere ich die Vergangenheit, erinnere mich und weine.*

*Dennoch bin ich immer noch die Stimme, obwohl ich nicht weiß, wer mir der-einst lauschen wird. Aber wenn ich nicht spreche, wenn ich nicht schreibe, wird nichts an die weitergegeben werden, die auf uns folgen werden. Dann wäre alles, was geschehen ist, vergessen. Also verfasse ich diese Chronik...*

*Als der Sternenstein fiel, hätten wir auf die Menschheit hören und unsere Blicke davon abwenden sollen. Aber seine Macht sang zu uns, lockte uns. Genau wie Asroth es geplant hatte.*

*Asroth war der Erst-Erschaffene, Elyons Geliebter, Hauptmann der Ben-Elim, der Söhne der Mächtigen. Aber das genügte ihm nicht, ihm, dem großen Intriganten. Er schmiedete seine eigenen Pläne, vergiftete die Ben-Elim mit seiner Bosheit und seinen Lügen, bis sich eine Heerschar um ihn versammelte. Sie wurden zu den Kadoshim, den Abtrünnigen.*

*Elyon sah es, brachte es jedoch nicht über sich, die Faust gegen seinen Geliebten zu erheben. So brach also ein Krieg zwischen den Kadoshim und den Ben-Elim aus, dort in der Anderwelt, dem Ort der Geister. Asroth wurde besiegt und in eine abgeschiedene Gegend der Anderwelt verbannt.*

*Dann fuhr Elyon mit seinem Schöpfungsplan fort, schuf die Welten des Fleisches, von denen die Erde die erste war. Dann erschuf er die Giganten und Menschen und machte sie zu den Herren dieser Welt, den unsterblichen Hütern von allem, was dort lebte und wuchs. Sie waren in Harmonie mit ihrem Schöpfer und allem, was er erschaffen hatte.*

*Und Asroth hasste uns.*

*Asroths Sternenstein fiel auf die Erde herab, riesig und erfüllt von Macht. Irgendwie schuf er eine Verbindung zwischen der Welt des Fleisches und der des Geistes, zwischen der Erde und der Anderwelt. Die Menschen hatten Angst vor diesem fremdartigen Objekt, die Giganten jedoch bedienten sich seiner, schmiedeten daraus erstaunliche und machtvolle Dinge, große Kostbarkeiten. Als Erstes den Kessel, dessen Macht zur Heilung diente. Als Zweites einen Halsreif, den sie Skald gaben, dem König der Giganten, und anschließend eine Halskette für Nemain, seine Königin.*

*Asroth benutzte den Sternenstein, um seinen Einfluss auf die Welt zu vergrößern, flüsternd, verderbend. Skald wurde gemeuchelt, das war der erste Mord. Sein Halsreif wurde gestohlen, und der Tod kam in die Welt. Elyon nahm allen Wesen die Unsterblichkeit als Strafe und Warnung. Dann kam die Spaltung. Krieg brach aus, Giganten kämpften gegen Giganten, und aus einem Clan wurden viele. Weitere Kostbarkeiten wurden aus dem Sternenstein geschmiedet, diesmal Werkzeuge des Krieges. Speer, Axt und Dolch. Und schließlich eine Schale, die angeblich jedem, der daraus trank, Stärke und ein langes Leben bescherte.*

*Als der Krieg sich immer weiter ausbreitete, senkte sich der Tod auf die Welt. Die Menschheit geriet ebenfalls in seinen Sog, weil sie den Giganten-Clans Treue gelobten, in der Hoffnung, in den Besitz der Kostbarkeiten zu kommen und so ihre Unsterblichkeit wiederzuerlangen. Blut floss in Strömen, und Asroth jubilierte.*

*Schließlich geriet Elyon in Zorn. Er sprach sein Urteil über die Erde, ein Urteil, das wir die Geißelung nennen. Die Ben-Elim wurden losgelassen und vollstreckten seinen Urteilsspruch mit Feuer, Wasser und Blut. Die Meere kochten, die Berge spien Feuer, und die Erde wurde zerstört, als Elyon sich daranmachte, alles zu vernichten, was er erschaffen hatte.*

*Als sein Strafgericht schon beinahe vollendet war, hörte Elyon etwas, einen Widerhall in der Anderwelt. Das Gelächter von Asroth.*

*Jetzt begriff Elyon, wie sehr sein Feind ihn getäuscht hatte, erkannte, dass all dies nur geschehen war, um ihn genau an diesen Punkt zu bringen. Entsetzt bereitete er der Geißelung ein Ende und ließ einen Rest von Leben übrig. Elyons Gram überstieg unser aller Vorstellungsvermögen. Er wandte sich von uns ab, von seiner Schöpfung, und zog sich an einen Ort der Trauer zurück, fern und unerreichbar. Dort ist er immer noch.*

*Die Ben-Elim und Kadoshim jedoch blieben in der Anderwelt, wo sie einen ewigen Krieg führen. Asroth und seine Gefallenen Engel trachteten danach, uns zu vernichten, so wie die Ben-Elim sich bemühen, uns zu beschützen, als Zeichen ihrer unerschütterlichen Liebe zu Elyon.*

*Und hier in der Welt des Fleisches weht der Atem des Lebens weiter. Einige bemühen sich, neu aufzubauen, was in diesem Ort von Asche und Zerfall verloren ging. Was mich angeht, betrachte ich die Welt und trauere, hier in Drassil, der einst so großartigen Stadt, dem Herzen dieser Welt. Jetzt ist sie zerstört, vernichtet, genau wie alles andere. Selbst meinesgleichen verlässt sie: Der Fornswald sei jetzt zu wild, zu gefährlich, sagen sie, und wir wären zu wenige. Nach Norden gehen sie und lassen alles hinter sich. Lassen mich im Stich. Aber ich gebe nicht fort.*

*Dieser Tage träume ich oft, und in diesen Träumen erblicke ich Fetzen von dem, was möglicherweise einmal sein wird, höre eine flüsternde Stimme. Sie flüstert von Asroths Rückkehr, von der Fleischwerdung des großen Betrügers, von der letzten, gewaltigen Schlacht der Ben-Elim und von den Avataren, die erneut in den Götterkrieg ziehen ...*

*Ich werde bleiben und meine Geschichte erzählen, in der Hoffnung, dass sie ihren Zweck erfüllt, dass es Augen geben wird, um sie zu lesen. Damit sich die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholen. Das ist mein Gebet, aber welchen Nutzen hat ein Gebet zu einem Gott, der alles aufgegeben hat ...*



# 1. KAPITEL

## CORBAN

*Jahr 1140 des Zeitalters der Verbannten, Geburtsmond*

Corban beobachtete, wie die Spinne ihr Netz in dem Gras zwischen seinen Füßen wob. Ihre Beine arbeiteten unermüdlich, während sie ihren Faden zwischen einem kleinen Stein und einem Grasbüschel spann. Plötzlich begannen die Tautropfen zu funkeln. Corban blickte hoch und sah, wie das Sonnenlicht über die Wiese strömte.

Es war noch grauer Morgen gewesen, als seine Aufmerksamkeit das erste Mal abgeschweift war. Seine Mutter hatte sich angeregt mit einer Freundin unterhalten, deshalb hatte er es für unbedenklich erachtet, sich eine Weile hinzuhocken und die Spinne zu seinen Füßen zu betrachten. Er fand sie erheblich interessanter als das Paar vor ihm, das sich darauf vorbereitete, die Schwüre zu leisten. Selbst wenn einer der beiden ein Blutsverwandter von Königin Alona war, der Gemahlin von König Brenin. *Ich stehe auf, wenn ich höre, wie der alte Heb die Handbindung beginnt oder wenn Mutter zu mir hinsieht*, dachte er.

»Hallo, Ban.« Jemand stieß gegen seine Schulter. Hockend und auf den Fußballen balancierend, konnte er nicht verhindern, dass er auf der Seite im nassen Gras landete.

»Corban, was machst du denn da unten?« Seine Mutter bückte sich und zog ihn hoch. Er sah das grinsende Gesicht hinter ihr, als sie ihn unsanft abklopfte.

»Wie lange wohl?, habe ich mich heute Morgen gefragt«, murmelte seine Mutter, während sie kräftig an ihm herumwischte. »Wie

lange wohl wird es dauern, bis er seinen neuen Mantel schmutzig gemacht hat?« Nun, hier ist die Antwort: Er schafft es noch vor Sonnenaufgang.«

»Die Sonne ist bereits aufgegangen, Mutter«, stellte Corban richtig und deutete auf die Sonne am Horizont.

»Ich will keine frechen Bemerkungen hören«, erwiderte sie und rubbelte noch fester an seinem Mantel herum. »Du bist fast vierzehn Sommer alt und wälzt dich immer noch im Dreck. Jetzt pass auf, die Zeremonie fängt gleich an.«

»Gwenith.« Ihre Freundin beugte sich vor und flüsterte seiner Mutter etwas ins Ohr. Die ließ Corban los und warf einen Blick über die Schulter.

»Na herzlichen Dank, Dath«, murmelte Corban, als das grinsende Gesicht näher kam.

»Nicht der Rede wert«, erwiderte Dath, dessen Lächeln erlosch, als Corban seinen Arm knuffte.

Gwenith blickte immer noch über die Schulter nach Dun Carreg hinauf. Die uralte Stadtfeste lag hoch über der Bucht auf einer schroffen Klippe. Corban hörte das dumpfe Rauschen des Meeres von der Brandung, die gegen die steilen Felsen krachte, und der Gischt, die hoch gegen die verwitterte Felswand schlug. Eine Kolonne von Reitern preschte über die kurvige Straße von den Toren der Festung herunter und galoppierte auf die Weide. Die Hufe der Pferde trommelten dumpf auf der Erde. Es klang wie ferner Donner.

An der Spitze der Kolonne ritt Brenin, Lord von Dun Carreg und König von ganz Ardan. Sein königlicher Halsreif und sein Kettenhemd schimmerten rötlich in den Strahlen der aufgehenden Sonne. Begleitet wurde er von Alona, seiner Gemahlin, und Edana, ihrer beider Tochter. Dicht dahinter galoppierten Brenins grau gekleidete Schildwachen.

Die Reiter galoppierten an der Menge vorbei. Erde flog von den Hufen ihrer Pferde hoch, als sie sie zügelten. Ghar, Stallmeister von Dun Carreg, führte zusammen mit einem Dutzend Stallburschen die Rösser in die großen Koppeln, die auf der Wiese errichtet worden

waren. Corban sah seine Schwester Cywen unter ihnen. Ihr dunkles Haar wehte im Wind. Sie lächelte, als wäre heute ihr Namenstag, und er musste ebenfalls lächeln, als er sie beobachtete.

Brenin und seine Königin traten vor die Menge, dicht gefolgt von Edana. Die Speerspitzen ihrer Schildwachen schimmerten wie Flammen in den ersten Sonnenstrahlen.

Heb, der Wissenshüter, hob die Arme.

»Fionn ap Torin, Marrock ben Rhagor, warum seid ihr am ersten Tag des Geburtsmondes hierhergekommen, seid vor euresgleichen getreten, vor See und Land, vor euren König?«

Marrock ließ seinen Blick über die schweigende Menge gleiten. Corban bemerkte die Narben auf der Wange des jungen Mannes. Ein Zeugnis seines Kampfes auf Leben und Tod, mit einem Wolf aus dem Finsterforst, dem Wald, der die nördliche Grenze von Ardan bildete. Jetzt lächelte er die Frau neben sich an, seine vernarbte Haut kräuselte sich, und er hob die Stimme.

»Um vor allen kundzutun, was wir schon lange in unseren Herzen tragen. Um uns einander zu geloben und zu binden, der eine an den anderen.«

»Dann sprecht euer Gelöbniß!«, rief Heb.

Das Paar fasste sich an den Händen, drehte sich zu der Menge um und sang laut und deutlich die traditionellen Schwüre.

Als sie damit fertig waren, nahm Heb ihre verschränkten Hände in seine und umwickelte sie dann fest mit einem Stück bestickten Tuch, das er aus seiner Robe zog.

»So sei es!«, rief er dann. »Möge Elyon mit Wohlwollen auf euch beide herabblicken.«

*Merkwürdig*, dachte Corban. *Wir beten immer noch zum All-Vater, obwohl er uns im Stich gelassen hat.*

»Warum beten wir zu Elyon?«, fragte er seine Mutter.

»Weil die Wissenshüter uns sagen, dass er eines Tages zurückkehren wird. Die, die ihm treu geblieben sind, werden belohnt werden. Und außerdem hören die Ben-Elim vielleicht zu.« Sie senkte die Stimme. »Vorsicht ist jedenfalls besser als Nachsicht«, setzte sie blinzeln hinzu.

Die Menge jubelte, als das Paar die gebundenen Hände in die Luft hob.

»Hoffen wir, dass ihr beide heute Nacht auch noch lächelt.« Lautes Gelächter der Menge belohnte Hebs anzügliche Bemerkung.

Königin Alona trat vor und umarmte das Brautpaar. König Brenin folgte ihr und schlug Marrock so fest auf den Rücken, dass sein Neffe beinah über den Rand der Klippe gestürzt wäre.

Dath stieß Corban in die Rippen. »Verschwinden wir«, flüsterte er. Sie wollten sich schon unter die Menge mischen, aber Gwenith hielt sie auf.

»Wohin wollt ihr beiden denn?«

»Wir sehen uns nur um, Mutter«, erwiderte Corban. Aus nah und fern waren Händler zum Frühjahrsmarkt geströmt, zusammen mit vielen Baronen von Brenin, die Marrocks Ehegelöbnis beiwohnen wollten. Die Wiese war von Zelten übersät, man hatte Pferche und Koppeln errichtet und Flächen mit Seilen abgesperrt, wo Wettbewerbe und Spiele stattfanden. Und erst die Menschen: Es mussten Hunderte sein, mehr als Corban jemals an einem Ort versammelt gesehen hatte. Die Aufregung der beiden Jungen war täglich gewachsen, bis die Zeit nur noch zäh zu kriechen schien. Und jetzt endlich war der große Tag da.

»Also gut«, meinte Gwenith. »Aber seid vorsichtig.« Sie griff in ihren Schal und drückte Corban etwas in die Hand: einen Silbertaler.

»Geht und amüsiert euch.« Sie streichelte kurz seine Wange. »Und kommt vor Sonnenuntergang zurück. Ich bin hier mit eurem Vater, falls er dann noch auf den Beinen steht.«

»Natürlich tut er das, Mutter«, erwiderte Corban. Sein Vater Thannon würde heute im Boxring antreten. Er war Faustkampf-Champion, solange Corban zurückdenken konnte.

Corban beugte sich vor und gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Danke, Mutter.« Er grinste, drehte sich um und verschwand in der Menge, Dath dicht auf seinen Fersen.

»Pass auf deinen neuen Mantel auf!«, rief sie ihm lächelnd nach.

Die beiden Jungen wurden schon bald langsamer und schlender-

ten dann am Rand der Wiese entlang, die den Strand und die Bucht säumte. Unten am Ufer sonnten sich Robben. Über ihnen kreisten kreischend Möwen, angelockt von dem Geruch der Speisen, der von den Feuern und aus den Zelten aufstieg.

»Eine Silbermünze«, sagte Dath. »Lass sehen.«

Corban öffnete die Handfläche. Die Münze war feucht von Schweiß, weil er sie so fest umklammert hatte.

»Deine Mutter hat eine Schwäche für dich, was, Ban?«

»Ich weiß.« Corban war ein wenig verlegen. Er wusste, dass Dath nur ein paar Kupfermünzen bei sich trug, die zu verdienen ihn Monde gekostet hatte. Er arbeitete bei seinem Vater auf ihrem Fischerboot. »Hier«, sagte er und griff in den Lederbeutel an seinem Gürtel. »Nimm die.« Er hielt drei Kupferstücke hoch, die er von seinem Vater bekommen hatte, nachdem er schwitzend in der Schmiede geschuftet hatte.

»Nein danke.« Dath runzelte die Stirn. »Du bist mein Freund, nicht mein Herr. Von dir nehme ich keine Almosen.«

»So war das nicht gemeint, Dath. Ich dachte nur – ich habe jetzt viel Geld, und Freunde teilen doch, hab ich recht?«

Nach einem Moment hellte sich Daths finstere Miene auf. »Ich weiß, Ban.« Der Junge blickte auf die Boote, die in der Dünung der Bucht dümpelten. »Ich wünschte nur, meine Mutter wäre noch da und könnte mich auch verwöhnen.«

Corban verzog das Gesicht. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Das Schweigen zog sich hin. »Vielleicht hat dein Vater noch ein paar Münzen für dich übrig, Dath«, sagte er schließlich, vor allem, um die peinliche Stille mit Worten zu füllen.

»Daran brauche ich nicht mal zu denken.« Dath schnaubte. »Es hat mich schon überrascht, dass er mir überhaupt etwas gegeben hat. Das meiste, was er verdient, versäuft er. Komm, suchen wir uns etwas, wofür wir unser Geld ausgeben können.«

Die Sonne stand mittlerweile hoch am Horizont und badete die Wiese in ihrer Wärme. Sie vertrieb den letzten Rest von Morgenkühle, als die Jungen zwischen der Menschenmenge und den Zelten der Händler hindurchschlenderten.

»Ich hätte nicht gedacht, dass es so viele Menschen im Dorf und in Dun Carreg gibt.« Dath grunzte, als jemand sich rücksichtslos an ihm vorbeisob.

»Die Leute sind von sehr viel weiter weg hierhergekommen als nur aus dem Dorf und der Festung, Dath«, murmelte Corban. Sie gingen weiter und genossen die Sonne und die Atmosphäre. Schon bald gelangten sie zur Mitte der Wiese, wo sich die Männer um eine mit Seilen abgesperrte Grasfläche versammelten. Der Schwertring.

»Sollen wir bleiben und uns eine gute Stelle suchen?«, meinte Corban.

»Nein. Sie fangen noch lange nicht an. Außerdem weiß jeder, dass Tull gewinnt.«

»Glaubst du?«

»Natürlich«, erwiderte Dath mit einem Naserümpfen. »Er ist nicht umsonst das Erste Schwert des Königs. Ich habe gehört, dass er einen Mann mit einem Hieb in zwei Teile spalten kann.«

»Das habe ich auch gehört«, erwiderte Corban. »Aber er ist nicht mehr so jung wie früher. Manche behaupten, dass er langsamer geworden ist.«

Dath zuckte mit den Schultern. »Mag sein. Wir können später zurückkommen und zusehen, wie lange er braucht, um jemandem den Schädel einzuschlagen. Aber warten wir, bis der Wettkampf ein bisschen in Gang gekommen ist, ja?«

»Einverstanden.« Corban versetzte seinem Freund eine Kopfnuss und rannte davon. Dath verfolgte ihn mit lautem Geschrei. Geschickt wich Corban den Leuten aus und sah über die Schulter zurück, um herauszufinden, wo Dath war. Plötzlich stolperte er und landete bäuchlings auf einer großen Tierhaut, die auf dem Boden ausgebreitet war und auf der Halsreife, Knochenkämme, Armbänder, Broschen und alle möglichen Dinge lagen. Corban hörte ein dumpfes Knurren, als er sich langsam wieder aufrappelte. Dath kam rutschend hinter ihm zum Stehen.

Corban betrachtete die überall verstreuten Waren und machte sich daran, alle, die er sehen konnte, wieder aufzusammeln. Aber in

seinem Eifer stellte er sich ungeschickt an und ließ das meiste wieder fallen.

»Heda, Junge, eile mit Weile.«

Corban blickte hoch. Ein großer, drahtiger Mann sah auf ihn herab. Sein langes dunkles Haar hatte er im Nacken zusammengebunden. Hinter dem Mann waren alle möglichen Güter in dem nach vorne offenen Zelt ausgestellt: Tierhäute, Schwerter, Dolche, Hörner, Krüge, Humpen, Pferdeharnische und noch mehr hing am Rahmen des Zeltes oder war fein säuberlich auf Tischen und Häuten ausgebreitet.

»Von mir hast du nichts zu befürchten, mein Junge. Es ist ja nichts passiert«, sagte der Händler, als er seine Waren aufsammelte. »Bei Talar allerdings verhält es sich etwas anders.« Er deutete auf den riesigen, grau gestreiften Hund, der hinter Corban stand. Er knurrte. »Er mag es nicht, wenn man ihn tritt oder über ihn stolpert; möglicherweise will er eine Entschädigung.«

»Entschädigung?«

»Ja. Blut, Fleisch oder Knochen. Vielleicht einen Arm oder so etwas.«

Corban schluckte, und der Händler musste so sehr lachen, dass er sich krümmte und die Hände auf die Knie legte. Dath kicherte hinter ihm.

»Ich bin Ventos«, meinte der Mann dann, nachdem er sich etwas erholt hatte. »Und das da ist mein treuer, wenn auch manchmal etwas mürrischer Freund Talar.« Ventos schnippte mit den Fingern. Der große Hund kam zu ihm und rieb seine Schnauze an der Handfläche des Mannes.

»Keine Angst. Er hat heute Morgen schon gefressen, also seid ihr beide nicht in allzu großer Gefahr.«

»Ich bin Dath!«, platzte der Sohn des Fischers heraus. »Und das da ist Ban – ich meine Corban. Ich habe noch nie einen so großen Hund gesehen«, fuhr er atemlos fort. »Nicht mal der von deinem Pa ist so groß, stimmt's, Ban?«

Corban nickte, ohne den Blick von dem Vieh neben dem Händler zu nehmen. Er war an Hunde gewöhnt, war mit ihnen aufgewach-

sen, aber dieses Biest vor ihm war erheblich größer als alle, die er kannte. Als er den Hund ansah, knurrte der erneut. Es war ein leises Grollen.

»Nun schau nicht so bekümmert drein, mein Junge.«

»Ich glaube nicht, dass er mich mag«, erwiderte Corban. »Er klingt nicht besonders glücklich.«

»Hättest du ihn schon mal gehört, wenn er nicht glücklich ist, würdest du den Unterschied erkennen. Ich habe dieses Knurren auf meinen Reisen zwischen hier und Helveth oft genug zu hören bekommen.«

»Kommt Ghar nicht auch aus Helveth, Ban?«, wollte Dath wissen.

»Kommt er«, murmelte Corban.

»Wer ist Ghar?«, erkundigte sich der Händler.

»Ein Freund von meiner Mam und meinem Pa«, antwortete Corban.

»Dann ist er aber weit von zu Hause weg«, meinte Ventos. »Aus welcher Ecke von Helveth stammt er denn?«

Corban zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht.«

»Man sollte immer wissen, woher man kommt«, antwortete der Händler. »Wir alle brauchen unsere Wurzeln.«

Corban brummte. Für gewöhnlich stellte er viele Fragen, viel zu viele, wie seine Mutter immer sagte. Aber es gefiel ihm nicht sonderlich, selbst befragt zu werden.

Ein Schatten fiel über Corban, und eine Hand legte sich schwer auf seine Schulter.

»Hallo, Ban.« Das war Ghar, der Stallmeister.

»Wir haben gerade über dich geredet«, sagte Dath. »Woher du kommst.«

»Wie?« Die Miene des Stallmeisters verfinsterte sich.

»Der Mann kommt aus Helveth.« Corban deutete auf Ventos.

Ghar blinzelte.

»Ich bin Ventos«, sagte der Händler. »Du kommst also auch aus Helveth? Von wo genau?«

Ghar betrachtete die Waren im Zelt. »Ich suche Zaumzeug und



einen Sattel. Für eine Stute, fünfzehn Spannen hoch, breiter Rücken.« Offensichtlich ignorierte er die Frage des Händlers.

»Fünfzehn Spannen? Nun, ich habe bestimmt hinten im Zelt etwas für dich«, erwiderte Ventos. »Ich habe Zaumzeug bei den Sirak erhandelt. Es gibt kein besseres.«

»Das würde ich mir gern mal ansehen.« Ghar folgte Ventos in das Zelt, wie immer leicht humpelnd.

Währenddessen stöberten die Jungen in den Waren vorn in der Auslage, und Corban hatte im Nu einen ganzen Arm voller Sachen gefunden. Für Buddai, den Hund seines Vaters, hatte er ein breites Halsband ausgesucht, für seine Schwester eine Zinnbrosche, in die ein galoppierendes Pferd getrieben war, und eine Anstecknadel aus Silber mit einer roten Emaille-Einlage für seine Mutter. Dazu zwei stabile Übungsschwerter für Dath und sich selbst. Dath hatte zwei Zinnkrüge ausgesucht, die mit Wellen aus blauen Korallen verziert waren.

Fragend hob Corban eine Braue.

»Besser etwas zu nehmen, das mein Pa wirklich benutzt, oder nicht?«

»Und warum zwei?«, erkundigte sich Corban.

»Wenn du einen Feind nicht besiegen kannst«, erwiderte sein Freund altklug, »musst du dich mit ihm verbünden.« Er zwinkerte.

»Kein Krug für Bethan?«

»Meine Schwester hält nichts vom Trinken«, gab Dath zurück.

In dem Moment tauchte Ghar aus dem inneren Zelt auf. Er hatte ein Lederbündel über den Rücken geschlungen, dessen eiserne Schließen beim Gehen klirrten. Mit einem Grunzen verabschiedete sich der Stallmeister von Corban, bevor er in der Menge verschwand.

»Sieht aus, als hättet ihr ebenfalls einige schöne Dinge gefunden«, meinte der Händler zu ihnen.

»Warum sind diese Holzschwerter so schwer?«, wollte Dath wissen.

»Weil es Übungsschwerter sind. Sie wurden ausgehöhlt und mit Blei gefüllt. Das dient dazu, deinen Schwertarm zu kräftigen, und

außerdem gewöhnst du dich so an das Gewicht und die Balance einer echten Klinge. Aber sie töten dich nicht, wenn du vorbeischlägst oder abrutschst.«

»Wie viel bekommst du dafür?«, fragte Corban.

Ventos pfiff leise. »Zweieinhalb Silberstücke.«

»Reicht das, wenn wir die beiden Schwerter nicht nehmen?« Corban zeigte dem Händler das Silberstück und die drei Kupfermünzen.

»Und die hier?« Dath legte rasch seine beiden Kupfermünzen dazu.

»Abgemacht.«

Corban gab ihm ihre Münzen und legte die Sachen in den Lederbeutel, in dem Dath ein Stück Hartkäse und einen Wasserschlauch herumtrug.

»Vielleicht sehe ich euch beide ja heute Abend beim Fest.«

»Wir werden da sein«, erwiderte Corban. Als sie gerade in der Menschenmenge vor dem Zelt verschwinden wollten, rief Ventos ihnen etwas nach und warf ihnen dann die Übungsschwerter zu. Corban fing instinktiv eins davon auf und hörte, wie Dath einen Schmerzensschrei ausstieß. Ventos legte einen Finger an die Lippen und zwinkerte. Corban grinste. *Ein Übungsschwert, und zwar ein richtiges, nicht einfach nur ein Stock aus dem Garten. Fast so gut wie ein echtes Schwert.* Er zitterte vor Aufregung.

Sie strolchten noch eine Weile ziellos umher. Corban staunte über die vielen Menschen und die Schausteller, die lautstark um Aufmerksamkeit buhlten. Geschichtenerzähler, Puppenspieler, Feuerspucker, Jongleure und vieles mehr. Er zwängte sich durch eine Traube von Leuten, Dath auf den Fersen, und sah zu, wie ein quiekendes Ferkel aus seinem Käfig freigelassen wurde. Zwanzig oder noch mehr Männer jagten es und fielen dabei übereinander, während das Schwein kreuz und quer herumraste. Alle lachten, als ein großer, ungelinker Krieger aus der Festung sich endlich über das Tier warf. Er hob das quiekende Tier triumphierend über den Kopf. Die Menge schrie und lachte, als er dafür zur Belohnung einen Metschlauch bekam.

Corban ging weiter, und so kamen sie schließlich zu dem abge-

sperrten Bereich, wo die Schwertkämpfe stattfinden sollten. Dort hatte sich mittlerweile eine stattliche Menge von Zuschauern versammelt, die alle Tull erleben wollten, das Erste Schwert des Königs.

Die beiden Jungen kletterten auf einen Felsbrocken im Rücken der Menge, damit sie besser sehen konnten. Dort aßen sie rasch Daths Käse und sahen zu, wie Tull, nackt vom Hals bis zur Hüfte und mit durchtrainiertem, muskulösem Oberkörper, seinen Angreifer mühelos mit einem Holzschwert zu Boden schlug. Tull lachte und breitete die Arme aus, als sein Widersacher auf die Füße sprang und sich erneut auf ihn stürzte. Ihre Übungsschwerter klackten laut, als der Angreifer den Paladin des Königs mit einem Wirbel von Schlägen eindeckte und Tull zum Rückzug zwang.

»Siehst du.« Corban stieß seinen Freund mit dem Ellbogen an und spuckte Käsekrümel aus. »Jetzt ist er in Schwierigkeiten.« Doch in dem Moment trat Tull rasch zur Seite – schneller, als man es ihm bei seiner Größe zugetraut hätte – und schlug seinem Gegner, der das Gleichgewicht verloren hatte, das Schwert in die Kniekehlen. Der Mann landete mit dem Gesicht voran in dem aufgewühlten Boden. Dann setzte Tull ihm einen Fuß auf den Rücken und reckte die Faust in die Luft. Die Menge klatschte und jubelte, als der am Boden liegende Krieger sich im Schlamm wälzte, niedergehalten von Tulls schwerem Stiefel.

Nach ein paar Augenblicken trat der Paladin des Königs zurück und reichte dem gestürzten Mann die Hand. Der jedoch schlug sie aus und versuchte, alleine aufzustehen. Dabei rutschte er im Schlamm weg.

Tull zuckte mit den Schultern und lächelte, während er zum Ringseil ging. Der Besiegte richtete seinen Blick auf Tulls Rücken und stürzte sich plötzlich auf den alten Krieger. Aber der musste etwas geahnt haben, denn er fuhr herum und blockte einen Überkopfschlag ab, der ihm den Schädel hätte zertrümmern können. Dann spreizte er die Beine und senkte den Kopf, als der Angreifer von seinem Schwung weitergetragen wurde. Es krachte, als dessen Gesicht gegen Tulls Schädel prallte, und dem Mann spritzte Blut aus

der Nase. Dann rammte das Erste Schwert dem Angreifer ein Knie in den Bauch, der daraufhin zu Boden stürzte.

Tull blieb einen Moment über ihm stehen und blähte die Nasenflügel. Schließlich fuhr er sich mit der Hand durch sein langes, grau meliertes Haar und wischte sich das Blut seines Gegners von der Stirn. Die Menge jubelte.

»Der ist noch neu hier.« Corban deutete auf den Kämpfer, der besinnungslos im Schlamm lag. »Ich habe gesehen, wie er vor ein paar Nächten hier angekommen ist.«

»Na, jedenfalls war das kein guter Anfang für ihn, hab ich recht?« Dath lachte leise.

»Er kann von Glück reden, dass die Schwerter aus Holz waren. Andere, die Tull herausgefordert haben, sind nie wieder aufgestanden.«

»Der sieht auch nicht aus, als würde er so bald wieder aufstehen«, meinte Dath und deutete auf den Mann im Schlamm.

»Aber immerhin wird er es irgendwann.«

Dath warf einen Blick auf Corban und griff ihn plötzlich an. Er stieß ihn von dem Felsbrocken, auf dem sie hockten, schnappte sich sein neues Übungsschwert und stand über Corban. Sie spielten die Szene nach, die sie gerade gesehen hatten. Corban rollte sich zur Seite und sprang auf. Dann ging er langsam um Dath herum, bis er sein eigenes Holzschwert erreicht hatte.

»So, du willst also den mächtigen Tull herausfordern.« Dath deutete mit dem Schwert auf seinen Freund. Corban lachte, stürmte auf ihn zu und griff ihn an. Eine Weile droschen sie mit ihren Schwertern aufeinander ein und verspotteten sich, während sie sich für den nächsten Gang erholten.

Leute, die vorbeigingen, lächelten über die beiden Jungen.

Ein besonders wilder Schlagabtausch endete damit, dass Dath auf dem Rücken landete und Corbans Schwertschwertspitze über seiner Brust schwebte.

»Gibst du auf?«, fragte Corban, laut keuchend.

»Niemand!« Dath trat Corban gegen die Knöchel, woraufhin der auf den Rücken fiel.

Dann lagen sie beide da, blickten auf den klaren blauen Himmel, erschöpft von ihrem Kampf und kurz davor, in Lachen auszubrechen, als sie plötzlich von einer Stimme erschreckt wurden.

»Na, was haben wir denn da, zwei Schweine, die sich im Schlamm suhlen?«

## 2. KAPITEL

### VERADIS

Veradis verlagerte sein Gewicht im Sattel und versuchte so, die Schmerzen in seinen Muskeln zu lindern. Er rühmte sich, ein guter Reiter zu sein, und lächelte, als er sich an seinen sechzehnten Namenstag und seine Kriegerprüfung erinnerte, bei der er zum Mann geworden war. Er hatte vor der gesamten Kriegerhorde seines Vaters beinahe perfekt auf das galoppierende Schlachtross aufgesessen und seine ganze Jugend und all die Tage der Übungen in diesen einen Moment konzentriert. Obwohl seitdem bereits zwei Jahre vergangen waren, konnte er sich noch an jedes kleinste Detail erinnern, zum Beispiel, wie er den grauen Hengst mit einem Zungenschnalzen hatte antraben lassen, als er an der Reihe war, wie er neben ihm hergelaufen war, den Schild in der Linken haltend. Er erinnerte sich an das dumpfe Hämmern der Hufe auf dem Boden, das sich mit dem Schlagen seines Herzens vermischt hatte. Die Zeit schien stillzustehen, als er die Mähne des Tieres gepackt, sich vom Boden abgestoßen hatte und in einer fließenden, geschmeidigen Bewegung im Sattel gelandet war. Er erinnerte sich an die Tränen, die aus seinen Augen geströmt waren, an das erhebende Gefühl von Erleichterung, während er dumpf das Brüllen der Kriegerhorde seines Vaters registrierte, die ihre Anerkennung hinausschrien und mit den Speeren auf ihre Schilde hämmerten. Selbst sein Vater Lamar, Baron von Ripa, war aufgestanden und hatte ihm zugejubelt.

Jetzt beugte er sich vor und rieb sich das Knie. Die zerkratzten Lederriemen seines Kilts klebten an seinem Oberschenkel. Zerstreut tätschelte er den Hals des Grauen, den er ritt. Es war ein Geschenk

von seinem Bruder Krelis nach seiner Langen Nacht gewesen. Dann verzog er das Gesicht und verlagerte erneut sein Gewicht. Zwölf Nächte im Sattel hätten jeden Reiter gefordert, mochte er auch noch so gut sein.

»Hast du einen wunden Hintern, kleiner Bruder?«, hörte er eine Stimme hinter sich.

»Ja, ein bisschen.«

Krelis trieb sein Pferd an, sodass sie nebeneinander ritten. »Du wirst dich daran gewöhnen.« Sein Bruder lächelte unter seinem schwarzen Bart. »Außerdem würde ich wetten, dass deine Schmerzen nichts sind im Vergleich zu denen, die er da hat.« Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter. »Das Einzige, worauf er jemals geritten ist, dürfte das Deck eines Schiffes gewesen sein.«

Veradis drehte sich im Sattel um und warf einen Blick auf den Gefangenen, den sie nach Jerolin eskortierten. Die Eisenringe im Bart des Mannes klirrten leise im Rhythmus ihrer Schritte. Ausdruckslos starrte er geradeaus, und seine blauen Augen in dem wettergegerbten Gesicht wirkten wie Eissplitter. Er war von Narben übersät, und Veradis' Augen wurden magisch von der Nase des Mannes angezogen oder vielmehr von dem, was von ihr noch übrig war. Denn die Spitze fehlte. Obwohl ihm die Hände hinter dem Rücken gefesselt waren, umringten immer noch ein halbes Dutzend Männer von Krelis' Kriegerhorde den Gefangenen.

»Glaubst du wirklich, dass er dem König irgendetwas erzählen wird?«, fragte Veradis.

Sein Bruder zuckte mit den Schultern. »Vater glaubt es wenigstens. Ebenso wie unser edler Bruder, obwohl er sich zu unwohl fühlte, um diese Reise selbst zu unternehmen.«

»Ektor fühlt sich immer unwohl.«

Krelis lächelte erneut. »Stimmt, kleiner Bruder, er ist ziemlich kränklich. Aber er hat einen scharfen Verstand, wie Vater mir immer wieder ins Gedächtnis ruft. Er wird eines Tages mein Ratgeber werden, wenn ich Baron von Ripa bin.«

Veradis blickte zu seinem älteren Bruder hoch, der ihn auf seinem großen schwarzen Schlachtross überragte. *Du wirst einen guten Herr-*

*scher abgeben*, dachte er. Krelis, Lamars erstgeborener Sohn, besaß eine starke Persönlichkeit und führte seine Männer mit angeborener Selbstverständlichkeit.

»Und du«, Krelis grinste. »Du wirst mein Heerführer, ohne jeden Zweifel. Meine Güte, wärst du ein paar Handbreit größer und breitschultriger, hätte ich vielleicht selbst Angst vor dir.« Er schlug Veradis auf die Schulter und hätte ihn dabei fast vom Pferd gefegt.

Veradis lächelte. »Man muss kein Hüne sein, um ein Schwert zu schwingen, wusstest du das nicht?«

»Vielleicht nicht diesen Zahnstocher, den du ein Schwert nennst.« Krelis lachte. »Aber sei's drum, noch ist es nicht so weit mit dem Heerführer von Ripa. Warten wir erst einmal ab, was unser König Aquilus von dir hält und was er aus dir macht.«

Veradis trat in die große Halle von Jerolin. Riesige schwarze Säulen verloren sich in der schattigen Dunkelheit der gewölbten Decke. Große Wandteppiche bedeckten die Wände der Kammer, durch deren schmale Fenster Sonnenlicht fiel und sie zu zerschneiden schien. Krieger säumten die beiden Seiten des Raumes. Sie trugen glänzende, silberne Helme, deren gekrümmter Nasenschutz den Männern das Aussehen von Raubvögeln verlieh. Auf den schwarzen, ledernen Brustplatten waren silberne Adler eingeprägt, und selbst die Lederstreifen ihrer Kilts waren auf Hochglanz poliert. Die Krieger hielten lange Speere in den Fäusten, und an ihren Hüften hingen Langschwerter.

Als Veradis zögerte, trat ihm der nachfolgende Krieger auf die Hacke. Aber er gewann rasch sein Gleichgewicht wieder und ging schneller, um mit Krelis Schritt zu halten, der zielstrebig auf das gegenüberliegende Ende der Halle zumarschierte. Seine mit Eisen beschlagenen Sandalen knallten in schnellem Rhythmus auf den Steinboden. Überall in der Halle standen Leute in Gruppen zusammen und warteten auf ihren König. Bedienstete, die den Höflingen aufwarteten, Barone, die Gesuche vor Aquilus brachten, meist wegen Grenzstreitigkeiten, Pächter und Kleinbauern und alle Arten



von Leuten, die in höchst unterschiedlichen Angelegenheiten das Urteil des Königs suchten.

Die Menschen machten Krelis und dem Krieger, der ihnen voranging, Platz. »Das ist Armatus«, hatte Krelis ihm zugeflüstert. Der grauhaarige Mann mit den kräftigen Armen und einer Haut, die wie die Borke eines uralten Baumes aussah, war der Waffenmeister von Jerolin, König Aquilus' Erstes Schwert, dessen Ruf als hervorragender Schwertkämpfer ihm überallhin vorauseilte.

Rasch durchquerten sie die Halle. Eine Handvoll von Aquilus' Adlerwachen marschierte hinter Veradis. Der Gefangene der Vin Thalun befand sich irgendwo in ihrer Mitte. Veradis war durch eine offene Tür getreten, hinter der sich eine Wendeltreppe befand. Ohne innezuhalten, hatte Armatus sie die breiten Steinstufen hinabgeführt. Dann hatten sie das nächste Geschoss erreicht und gingen jetzt durch einen schmalen Korridor.

Armatus bog von dem Gang ab und trat durch einen weiteren Durchgang in einen großen kahlen Raum. Hier gab es weder Möbel noch Fenster, und das einzige Licht spendeten flackernde Fackeln. An Eisenringen, die in die Steinwände und den Boden eingelassen waren, hingen rostige Ketten und Handfesseln.

Drei Personen hielten sich dort, am gegenüberliegenden Ende des Raumes, auf. Ein Mann und eine Frau standen im Licht, und eine dritte Person wurde vom Schatten hinter ihnen verborgen.

Aquilus und Fidele, König und Königin von Tenebral. Veradis kannte sie vage von ihrem letzten Besuch in Ripa her. Das war vor einem halben Dutzend Jahren gewesen, als sie an dem Konzil der Barone teilgenommen hatten. Fidele sah noch genauso aus wie damals, blass und von vollkommener Schönheit. Aquilus jedoch wirkte älter. Er hatte mehr Falten um die Augen und den Mund, mehr silberne Strähnen in seinem kurz geschorenen Haar und seinem Stoppelbart.

»Krelis«, fragte König Aquilus mit einem Nicken, »wo ist dieser Mann?«

Krelis war unmittelbar nach ihrer Ankunft in der aus schwarzem Stein erbauten Festung zu Aquilus und Fidele geführt worden. Veradis und ihre Krieger hatte er als Wache für den Gefangenen zurück-

gelassen. Aber Krelis war nicht lange weg gewesen, sondern schon bald mit dem Befehl zurückgekehrt, den Gefangenen vorzuführen.

»Hier, mein König.« Krelis trat zur Seite, damit die Adlerwachen den Gefangenen nach vorn bringen konnten. Er stand mit gesenktem Kopf und gefesselten Händen vor Aquilus. In dem flackernden Licht der Fackeln wirkten seine zahlreichen, in Schlachten gewonnenen Narben wie dunkle Tätowierungen. Einer der Adlerwachen packte eine Kette, die am Boden befestigt war, und befestigte sie an den Handschellen des Mannes.

»Ich habe deinesgleichen seit vielen Jahren nicht mehr gesehen«, sagte der König. »Wie kommt ein Bandit der Vin Thalun in mein Reich und in meinen Fried?«

»Er gehörte zu einer Galeere von Korsaren, Herr, die auf Plünderzug waren«, sagte Krelis. »Sie haben etliche Dörfer an der Küste gebrandschatzt, aber dann sind sie zu dicht an Ripa herangesegelt ...«

Aquilus nickte und betrachtete nachdenklich den Mann, der den Kopf immer noch gesenkt hielt. Er starrte auf den eisernen Ring im Boden, an den er gekettet war.

»Man sagte mir, du hättest Informationen für mich, stimmt das?«

Der Mann antwortete nicht und stand nur weiter regungslos da.

Schnaubend beugte sich Krelis vor und stieß dem Gefangenen die Faust in den Rücken. Der hob ruckartig den Kopf. Seine Augen blitzten, und einen Moment lang fletschte er die Zähne. Die eisernen Ringe in den Zöpfen seines Bartes stießen klirrend zusammen; ein Ring für jedes Leben, das er genommen hatte.

»Fangen wir mit etwas Einfacherem an«, meinte Aquilus. »Wie lautet dein Name?«

»Deinon«, brummte der Vin Thalun mürrisch.

»Woher hast du all die vielen Narben, Deinon?«

Der Krieger zuckte mit der Achsel. »Von den Gruben.«

»Den Gruben?«

»Den Kampfgruben. Es gibt sie auf jeder Insel.« Deinon streifte die Narben auf seinen Armen mit einem flüchtigen Blick. »Das ist schon lange her«, sagte er wegwerfend.

Veradis erschauerte. Wenn die Vin Thalun auf Raubzug gingen,

nahmen sie Menschen als Beute mit, ebenso wie Nahrung und Kostbarkeiten. Veradis hatte Geschichten darüber gehört, dass diese Gefangenen, Jungen und Männer, gezwungen wurden, zum Vergnügen der Vin Thalun zu kämpfen. Die Wildesten bekamen die Chance, sich aus den Gruben zu befreien und als Ruderer auf einem Schiff der Seeräuber zu arbeiten. Dieser Mann musste sich gut geschlagen haben, wenn er es geschafft hatte, bis in den Kriegerstand aufzusteigen.

»Und was Krelis sagt, stimmt? Du gehörtest zu einer Galeere von Korsaren und hast meine Ländereien überfallen?«

»Ja.«

»Verstehe. Aber du hast zu nah an Ripa geplündert, und Krelis hat dich erwischt. Und jetzt bist du hier.«

Der Korsar grunzte.

»Du weißt, dass die Strafe für das, was du getan hast, der Tod ist? Aber angeblich weißt du etwas, das ich vielleicht hören möchte.«

»Ja!«, stieß der Mann undeutlich hervor.

»Also?«

»Mein Wissen gegen mein Leben. Das hat er mir zugesagt.« Der Vin Thalun deutete mit einem Nicken auf Krelis.

»Das hängt von deinem Wissen ab. Und davon, ob es stimmt, was du sagst.«

Der Gefangene senkte den Kopf und leckte sich über die Lippen.

»Lykos hat ein Treffen geplant, hier in Tenebral.«

»Lykos.« Aquilus runzelte die Stirn.

Als Veradis noch ein Kind gewesen war, hatten die Vin Thalun die Küsten von Tenebral überfallen und waren sogar tief ins Reich selbst vorgedrungen. Sie waren die Flüsse hinaufgesegelt, die das Land wie Arterien durchzogen, und hatten im Herzland von Tenebral gebrandschatzt und gestohlen. Aber dann war etwas geschehen. Es hatte einen großen Überfall auf Jerolin selbst gegeben, der unter großen Verlusten auf beiden Seiten zurückgeschlagen wurde. Danach war es ruhiger geworden, die Überfälle ins Inland hörten auf, und selbst an der Küste wurden sie seltener. Etwa um dieselbe Zeit hörte man immer wieder den Namen eines Mannes: Lykos,

ein junger Kriegsherr der Vin Thalun. Im Laufe der Jahre war er immer weiter aufgestiegen und hatte der Reihe nach die drei Inseln Panos, Nerin und Pelset unterworfen. Er hatte die dortigen Kriegsherren besiegt und die Vin Thalun zum ersten Mal in ihrer Geschichte vereint. Die letzte große Seeschlacht zwischen ihren Clans war noch nicht einmal ein Jahr her. Seither hatten die Überfälle wieder zugenommen, obwohl sie sich zumeist noch auf die Küste beschränkten.

»Erzähl mir von diesem Lykos«, befahl Aquilus.

»Er ist unser König.« Der Korsar zuckte mit den Schultern. »Ein großer Mann.«

»Und er ist jetzt der einzige Häuptling und Kriegsherr der Vin Thalun?«, setzte Aquilus nach.

»Er ist unser König – er ist mehr als ein Häuptling. Sehr viel mehr.«

Aquilus runzelte die Stirn und presste die Lippen zu schmalen Schlitzern zusammen. »Also, warum wagt er sich hierher in mein Land?«

»Er trifft sich mit einem deiner Barone. Ich weiß nicht, mit wem, aber das Treffen findet südlich von hier statt, in der Nähe von Narvus.«

Veradis hörte, wie die Anwesenden nach Luft schnappten.

»Woher weißt du das?«, fuhr Aquilus ihn an.

»Ich höre vieles«, erwiderte Deinon gleichgültig. »Mein Bruder ist Lykos' Schildmann. Nach einem Krug Wein lockert sich seine Zunge.«

»Wann?«

»Schon bald. In der letzten Nacht des Wolfsmondes. Wenn ich eine Karte hätte, könnte ich dir zeigen, wo.«

Aquilus starrte den Gefangenen lange an. »Wie kann ich dir trauen, einem Korsar, der seine eigenen Leute verrät?«

»Loyalität erscheint einem plötzlich nicht mehr so wichtig, wenn man sich dem Gang über die Brücke der Schwerter gegenüber sieht«, murmelte der Korsar.

»Vielleicht«, räumte Aquilus leise ein. »Falls du lügst, hast du

diese Reise jedoch nur ein wenig hinausgezögert. Denn dann wird dein Kopf schon sehr bald von deinen Schultern getrennt werden.«

»Ich weiß«, murmelte Deinon.

»Wir müssen eine Kriegerhorde entsenden, Vater.« Die Gestalt in dem Schatten hinter Aquilus und Fidele trat vor. Es war ein junger Mann, nicht viel älter als Veradis. Er war groß und sonnengebräunt, und dunkles, lockiges Haar umrahmte sein vornehmes Gesicht. Veradis hatte ihn schon einmal gesehen. Nathair, Prinz von Tenebral.

»Ja, ich weiß«, erwiderte Aquilus murmelnd.

»Schick mich dorthin!«, fuhr Nathair fort.

»Nein!« Fidele trat einen Schritt näher an ihren Sohn heran. »Wir können das Risiko nicht einschätzen«, fuhr sie etwas leiser fort.

Nathairs Miene verfinsterte sich, und er machte wieder einen Schritt weg von ihr. »Schick mich dorthin, Vater!«, wiederholte er.

»Vielleicht«, meinte der König leiser.

»Du darfst nicht zulassen, dass dieses Treffen stattfindet«, meinte Nathair. »Und dein Heerführer Peritus jagt Giganten im Agullas-Massiv. Die letzte Nacht des Wolfsmondes ist nur eine Zehn-Nacht entfernt. Selbst wenn ich morgen in aller Frühe aufbreche, schaffe ich es in der verbleibenden Zeit nur knapp bis nach Narvus.« Nathair warf seiner finster dreinblickenden Mutter einen kurzen Seitenblick zu. »Dieser Lykos dürfte schwerlich an der Spitze einer großen Kriegerhorde reiten. Jedenfalls nicht zu einem geheimen Treffen im Land seines Feindes.«

Aquilus rieb sich mit einem schabenden Geräusch das stoppelige Kinn. »Vielleicht«, wiederholte er und klang etwas überzeugter. Doch sein Blick zuckte zu seiner Frau. »Ich werde darüber nachdenken und mich später entscheiden. Erst jedoch werde ich jemanden kommen lassen, der unseren Gast etwas gründlicher befragen wird.« Er sah sein Erstes Schwert Armatas an. Der grauhaarige Krieger nickte und verließ den Raum.

»Ich erzähle keine Lügen.« Ein Anflug von Panik war in der Stimme des Gefangenen zu hören.

»Das werden wir bald feststellen. Krelis, ich stehe in deiner Schuld und in der deines Vaters.«

»Wir dienen dir mit Freuden, Mylord.« Krelis senkte den Kopf.  
»Wir können zwar die Wahrheit seiner Worte nicht garantieren, aber wir hielten sie für zu wichtig, um sie einfach zu ignorieren.«

»Was auch richtig war. Ich lasse Gemächer für dich und deine Männer herrichten. Ihr müsst scharf geritten sein, um uns so schnell zu erreichen.«

»Das sind wir«, bestätigte Krelis. »Aber mein Vater hat mich gebeten, sofort zurückzukehren, sobald mein Auftrag erfüllt ist.«

Aquilus nickte. »Wir alle müssen unseren Vätern gehorchen. Richte Lamar meinen Dank aus. Aber erlaube mir wenigstens, dafür zu sorgen, dass man euch mit Vorräten ausstattet und eure Wasser-schläuche füllt.«

»Mein Vater hat mir noch etwas aufgetragen«, meinte Krelis mit einem Blick auf Veradis. »Es handelt sich dabei um eine Bitte an dich.«

»Wenn es in meiner Macht steht, sie zu erfüllen ...«

»Mein Vater ersucht dich darum, meinen kleinen Bruder Veradis für eine gewisse Zeit in deine Kriegerhorde aufzunehmen. Um ihn zu unterweisen, so wie du es mit mir gemacht hast.«

Zum ersten Mal sah Aquilus Veradis aufmerksam an. Der verbeugte sich tief, wenn auch ein bisschen ungelent, vor seinem König.

»Natürlich.« Der König lächelte. »Dir hat das ja wohl kaum geschadet. Aber vielleicht nicht in meiner Kriegerhorde. Peritus ist nicht da, und wenn ich mich richtig erinnere, musste er dir mehr als einmal aus Schwierigkeiten heraushelfen.«

Krelis grinste.

»Mein Sohn scharft gerade seine eigenen Krieger um sich. Du hast doch Bedarf an guten Männern, hab ich recht, Nathair?«

»Stimmt, Vater.«

»Dann wäre das also beschlossene Sache«, erklärte Aquilus. »Gut. Willkommen in meinem Heim, Veradis ben Lamar. Du bist jetzt ein Mann des Prinzen.«

»Willkommen.« Nathair trat vor und packte Veradis' Unterarm zum Kriegergruß.

Kluge hellblaue Augen blickten Veradis an, und er hatte das Gefühl, an ihm würde Maß genommen.

»Es wird mir eine Ehre sein, mit dir zu reiten, Mylord.« Veradis senkte den Kopf.

»Da hast du ganz recht«, erwiderte Nathair grinsend. »Aber ich will nichts von diesem Mylord-Gerede hören. Wenn du neben mir kämpfst und dein Leben für mich riskierst, bin ich nur Nathair. Jetzt geh und wasch dir den Straßenstaub vom Leib. Ich lasse dich später zu mir bringen, dann reden wir bei Fleisch und Wein.«

Krelis und Veradis verbeugten sich erneut vor Aquilus und Fidele, drehten sich um und verließen den feuchten Kerker.

»Leb wohl, kleiner Bruder.« Krelis packte Veradis und zog ihn an sich. Veradis' Miene war finster, als sie sich wieder trennten.

»Ich verstehe immer noch nicht, warum ich hierbleiben muss«, meinte er, als Krelis seinen Hengst bestieg.

»Doch, tust du. Vater will, dass du ein Anführer wirst.« Krelis lächelte.

»Weiß ich, aber kann ich das nicht auch in Ripa lernen?«

»Nein.« Krelis' Lächeln verblasste. »Hier wird man dich nicht wie den Sohn des Barons behandeln. Am Ende ist das besser für dich, du wirst sehen.«

»Er will mich einfach nur loswerden«, murkte Veradis.

»Wahrscheinlich.« Krelis grinste wieder. »Ich jedenfalls würde es wollen. Du kannst es ihm schwerlich verübeln.«

Säuerlich verzog Veradis das Gesicht und fuhr mit dem Fuß über den Steinboden.

»Komm schon.« Krelis runzelte die Stirn so sehr, dass seine schwarzen, buschigen Brauen einander berührten. Dann beugte er sich aus dem Sattel und sprach leiser: »Das hier ist wirklich wichtig. Es macht einen besseren Mann aus dir.« Er richtete sich wieder auf und breitete die Arme aus. »Sieh, was es aus mir gemacht hat.«

»Eben«, grunzte Veradis, konnte jedoch nicht verhindern, dass ein Lächeln um seine Mundwinkel spielte.

»Gut, schon besser.« Hinter ihnen stiegen Krelis' Krieger auf ihre

Pferde. Die Sonne stand hoch am Himmel, und es war schon fast Nachmittag. In den Stallungen herrschte reges Treiben. Krelis' Ross tänzelte unruhig auf der Stelle.

»Ich würde länger bleiben, um mir anzusehen, wie die Kriegerhorde ist, in die du da aufgenommen wirst, aber ich muss zu Vater zurück. Auch so werde ich mehr als eine Zehn-Nacht brauchen, bis ich die Bucht erreiche.« Er zwinkerte Veradis zu. »Wir werden uns schon bald wieder treffen. Bis dahin mach das Beste aus deiner Zeit hier.«

Veradis trat zurück, als Krelis sein Pferd in einem engen Kreis wendete und davongaloppierte, dicht gefolgt von seinen Kriegern. Das Schlagen der Hufe auf den Pflastersteinen hallte noch lange nach.

Eine Weile blieb der junge Krieger noch stehen, bevor er sich umdrehte und das große Gebäude der Stallungen betrat. Er ging an einer Reihe von Boxen entlang, bis er seinen Grauen fand. Das Pferd wieherte leise und stieß ihn sanft mit der Schnauze an, als er zu ihm trat. Veradis suchte eine Bürste und einen metallenen Kamm und begann, sein Pferd zu striegeln, obwohl ein kurzer Blick ihm sagte, dass die Pferdeknechte sich bereits darum gekümmert hatten. Trotzdem machte er weiter, weil diese Tätigkeit ihm Frieden brachte und Zuversicht gab. Dabei verlor er jegliches Zeitgefühl.

»Geht es dir gut, Junge?«, fragte jemand hinter ihm. Er drehte sich um und sah einen Mann, der ihn über den Rand der geschlossenen unteren Boxentür betrachtete. Es war der Stallmeister, der sich um die Unterbringung der Pferde nach ihrer Ankunft gekümmert hatte.

»Ja. Mir geht's gut«, antwortete er. »Es ist nur ...«, er zuckte mit den Schultern, weil er nicht wusste, was er sagen sollte.

»Keine Angst, Junge. Dein Grauer ist hier in guten Händen. Ich bin Valyn.«

»Veradis.«

»Ich habe gesehen, wie dein Bruder weggeritten ist. Ein guter Mann.«

»Das ist er.« Veradis sagte nicht mehr, weil er seiner Stimme nicht traute.

»Ich erinnere mich an seinen Aufenthalt bei uns noch sehr gut. Er



wurde von mehr als einem Mädchen vermisst, als er wieder gegangen ist, wenn ich mich recht erinnere.« Er grinste. »Wie ich höre, reitest du in Nathairs Kriegerhorde.«

»Stimmt«, murmelte Veradis. »Ich fühle mich geehrt«, setzte er hinzu, weil er das Gefühl hatte, diese Bemerkung wäre angebracht. Obwohl er sich im Augenblick vor allem sehr alleine fühlte.

Der Stallmeister betrachtete ihn ein paar Herzschläge lang. »Ich will gerade mein Abendessen einnehmen. Ich sitze oft hier oben auf der Außenmauer. Sie bietet einen beeindruckenden Ausblick. Hast du Lust, mir Gesellschaft zu leisten?«

»Abendessen?«, sagte Veradis. »Aber...« Plötzlich knurrte ihm der Magen.

»Es ist nicht mehr lang bis zum Sonnenuntergang, Junge. Du warst eine ganz schöne Weile hier drin.«

Veradis hob eine Braue, als sein Magen erneut knurrte. »Ich würde dir gern Gesellschaft leisten«, sagte er.

Valyn führte ihn in die Speisehalle, wo sie sich rasch die Teller mit Brot, Käse und heißem Fleisch füllten. Valyn nahm noch einen Krug Wein mit. Dann stiegen sie eine breite Treppe hinauf und suchten sich ein Plätzchen auf den Bastionen.

Jerolin lag auf einer Anhöhe, von der aus man über eine weite Ebene und einen See blicken konnte. Fischerboote dümpelten auf der schimmernden Oberfläche. Veradis sah nach Osten und folgte mit dem Blick dem gewundenen Verlauf des Flusses, der sich in der Ferne verlor. Er suchte nach Krelis, aber der war schon lange verschwunden. Im Norden und Westen ragten die zerklüfteten Gipfel des Agullas-Massivs empor, deren weiße Kappen im Licht der untergehenden Sonne rötlich glühten.

Eine Zeit lang saßen sie schweigend da und beobachteten, wie die Sonne hinter den Bergen versank. Dann hob Valyn an zu sprechen und erzählte Geschichten von Aquilus und der Festung. Veradis wiederum erzählte von seinem Heim, seinem Vater, seinen Brüdern und dem Leben in Ripa, der Festung an der Bucht.

»Hast du Frau und Kinder?«, fragte Veradis unvermittelt. Valyn schwieg lange.

»Ich hatte einst eine Frau und einen Sohn«, antwortete er schließlich. »Es kommt mir jetzt so vor, als wäre das in einem anderen Leben gewesen. Sie sind gestorben. Die Vin Thalun haben vor vielen Jahren die Festung überfallen. Du hast die Geschichte wahrscheinlich schon gehört, obwohl du zu der Zeit noch am Rockzipfel deiner Mutter gehangen haben dürftest.«

Veradis hustete. Er hatte nie am Rock seiner Mutter gehangen; sie war bei seiner Geburt gestorben. Er blinzelte und unterdrückte den Gedanken rasch. »Ich habe davon gehört«, sagte er. »Damals waren sie kühner als heute.«

Plötzlich sprang Valyn auf und starrte auf die Ebene unter ihnen.

»Was hast du?« Veradis stellte sich neben ihn und folgte dem Blick des Stallmeisters über die Zinnen hinweg. Ein einzelner Reiter näherte sich der Festung. Er ritt auf einem großen Apfelschimmel. Veradis konnte aus der Entfernung nur wenig erkennen, aber ihm fiel auf, dass sich das Pferd des Reiters mit einer exquisiten Eleganz bewegte.

Valyn beschattete seine Augen mit der Hand. Er stand eine Weile schweigend da und beobachtete, wie der Reiter immer näher kam.

»Kennst du ihn?«, fragte Veradis.

»Allerdings«, murmelte Valyn. »Sein Name ist Meical. Er ist ein Ratgeber unseres Königs, und das letzte Mal habe ich ihn in der Nacht gesehen, in der meine Frau und mein Sohn gestorben sind.«

### 3. KAPITEL

#### CORBAN

»O nein«, murmelte Dath, während Corban und er hastig aufsprangen.

Eine Gruppe junger Männer beobachtete sie. An ihrer Spitze stand Vonn. Er war der Sohn von Evnis, dem Ratgeber des Königs, und hielt sich in Dun Carreg für entsprechend wichtig. Er war ein paar Jahre älter als Corban und hatte erst kürzlich seine Kriegerprüfung bestanden und seine Lange Nacht ausgesessen, wodurch er vom Jungen zum Mann geworden war. Nach allem, was man hörte, war er ein außerordentlich guter Schwertkämpfer.

Ein anderer Junge trat vor, ein großer Blonder. »Also?«, wiederholte er. »Was macht ihr da?«

*O nein, nicht ausgerechnet Rafe*, dachte Corban. Rafe gehörte zu Evnis' Leuten. Er war ein Jahr älter als Corban und der Sohn von Helfach, dem Jäger. Er war grausam, ein Angeber und jemand, dem Corban möglichst aus dem Weg ging.

»Gar nichts, Rafe«, erwiderte Corban.

»Sieht für mich aber nicht danach aus.« Rafe trat noch einen Schritt näher. »Sondern eher so, als würdet ihr beide mächtig viel Spaß dabei haben, euch miteinander im Schlamm zu wälzen.« Einige seiner Gefährten kicherten. »Was habt ihr denn da?«

»Übungsschwerter«, antwortete Dath. »Wir haben gerade Tull kämpfen sehen. Habt ihr ihn auch...?«

Rafe hob die Hand. »Ich sehe ihn jeden Tag auf dem Eschengrund, wo richtige Krieger richtige Schwerter benutzen, keine Stöcke.«

»Wir werden auch bald dort sein!«, platzte Corban heraus. »Mein

vierzehnter Namenstag ist in diesem Adlermond, und Dath ist nicht viel jünger als ich. Außerdem benutzt man auch Übungsschwerter auf dem Eschengrund, das hat mein Pa mir erzählt...« Er verstummte, als er merkte, dass sie ihn alle ansahen.

»Tull wird euch beide nicht die Kriegerprüfung ablegen lassen«, antwortete Rafe. »Nicht, wenn er erfährt, dass ihr euch wie Schweine zusammen im Schlamm gesuhlt habt.«

»Wir haben uns nicht im Schlamm gesuhlt, sondern mit unseren Schwertern geübt.« Corban sprach langsam, als würde er einem Kind etwas erklären. Einen Moment herrschte Stille, dann brachen die Jungen in Gelächter aus.

»Komm schon, Rafe«, sagte Vonn, nachdem sie sich alle erholt hatten. »Der Steinwurfwettbewerb beginnt, wenn die Sonne im Zenit steht, und den will ich mir ansehen.«

Rafe sah Corban und Dath an. »Ich bin mit den beiden noch nicht fertig.«

»Das sind doch nur Kinder. Ich verbringe meine Zeit lieber in anderer Gesellschaft.« Vonn zog an Rafes Arm.

»Komm, Dath«, flüsterte Corban, drehte sich um und ging rasch davon. »Komm mit!«, wiederholte er zischend. Dath blieb einen Moment stehen, dann hob er seinen Lederbeutel vom Boden auf und folgte ihm.

Sie gingen zügig und in gerader Linie weg von der Wiese zum Dorf und versuchten so viel Abstand wie möglich zwischen sich und Rafe zu bringen.

»Folgen sie uns?«, murmelte Corban.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Dath. Aber unmittelbar danach hörten sie schnelle Schritte. Rafe rannte an ihnen vorbei und baute sich vor Corban auf.

»Du hast mich nicht gefragt, ob du gehen darfst.« Er stieß mit dem Finger gegen Corbans Brust.

Der holte tief Luft. Sein Herzschlag begann ihm in den Ohren zu dröhnen. Er sah zu Rafe hoch, der einen Kopf größer war als er und erheblich kräftiger gebaut. »Lass uns in Ruhe, Rafe. Bitte. Es ist Frühjahrsmarkt.«

»Hast du nichts Besseres zu tun?«, setzte Dath hinzu.

»*Lass uns in Ruhe*«, äffte Crain ihn nach, der Rafe begleitete. Vonn und die anderen waren nirgendwo zu sehen. »Hör ihn dir an! Lass dir nicht gefallen, dass er so mit dir redet, Rafe.«

»Halt den Mund, Crain!«, schnauzte Rafe ihn an. »Ich glaube, diese Burschen brauchen eine Lektion in Sachen Höflichkeit.« Er packte Corbans Arm und zerrte ihn zu den ersten Gebäuden des Dorfes. Corban sah sich hastig um, aber sie waren mittlerweile ziemlich weit von den anderen Leuten entfernt, und er sah, dass Crain Dath gepackt hatte und ihn hinter ihnen hertrieb.

Nach ein paar Sekunden fanden sich die beiden Jungen hinter einem Gebäude wieder. Rafe stieß Corban so fest gegen eine Mauer, dass ihm die Luft wegblieb. Seine Finger wurden taub, und er ließ sein hölzernes Übungsschwert fallen.

Dann hämmerte Rafe ihm die Faust in den Bauch, und Corban krümmte sich. Langsam richtete er sich wieder auf.

»Komm schon, Schmiedejunge!«, schnarrte Rafe mit erhobenen Fäusten. Corban sah ihn nur an. Er wollte reagieren, wollte die Fäuste heben, tat es aber nicht. Kälte brannte in seinem Bauch, und er schien vollkommen gefühllos. Als er zu sprechen versuchte, kam nur ein Krächzen über seine Lippen. Ihm wurde übel, er übergab sich und schüttelte den Kopf.

Rafe schlug erneut zu. Corban taumelte, und Blut spritzte aus seiner aufgeplatzten Lippe. *Wehr dich!*, schrie eine Stimme in seinem Kopf, aber er streckte nur den Arm aus und hielt sich an der Mauer fest. Er fühlte sich schwach und verängstigt. Er blickte zu Dath, sah, wie sein Freund eingreifen wollte, wie er um sich schlug und trat, aber Crain war älter und stärker, und Dath war selbst für sein Alter zierlich. Crain schlug ihn einfach zu Boden.

»Du ähnelst wirklich gar nicht deinem Vater!«, spie Rafe.

Corban wischte sich das Blut von der Lippe. »Was sagst du da?«

»Dein Pa würde sich wehren und die Sache damit interessanter machen. Du bist einfach nur ein Feigling.«

Einen kurzen Moment regte sich etwas in Corban, eine heiße Flamme, ein Funken, ganz tief in seinem Bauch, wie wenn sein Va-

ter die Tür seiner Esse öffnete und die Flammen aufloderten. Er ballte die Fäuste und hob langsam die Arme, aber im nächsten Moment krachte Rafes Faust gegen sein Kinn, und die Empfindung verschwand genauso schnell, wie sie gekommen war. Er landete auf dem Boden.

»Steh auf!«, höhnte Rafe. Aber Corban lag einfach nur da und hoffte, dass es bald zu Ende war. Er hatte einen metallischen Geschmack im Mund, sein Blut.

Rafe trat Corban in die Rippen. Dann hörten sie jemand rufen. Eine Gestalt bog um das Gebäude und bewegte sich rasch auf sie zu.

»Ich denke, das hier nehme ich mit.« Rafe grinste boshaft, als er sich bückte und Corbans Übungsschwert aufhob. Dann rannte er davon und verschwand in einer Gasse, gefolgt von seinem Kumpan.

Dath kniete sich neben Corban und versuchte, ihm aufzuhelfen, gerade als der Mann, der gerufen hatte, sie erreichte. Es war Ghar.

»Was war hier los?«, wollte der Stallmeister wissen, während Corban sich auf die Knie aufrichtete. Er spuckte Blut, stand auf und schwankte leicht.

Dath wollte seinen Freund stützen, aber Corban schob seinen Arm weg. »Lass mich!«, flüsterte er, während ihm die Tränen über die Wangen liefen und dabei eine Schmiere aus Staub und Blut bildeten. »Lasst mich allein«, wiederholte er lauter, drehte sich weg und rieb sich die Augen, erfüllt von Scham und Wut.

»Geh ein Stück mit mir, Junge«, meinte Ghar zu Corban und drehte sich dann zu Dath um. »Du solltest uns einen Moment allein lassen.«

»Aber er ist mein Freund«, protestierte Dath.

»Sicher, aber ich will mich mit Corban unterhalten. Unter vier Augen.« Er warf Dath einen Blick zu, vor dem der Junge zögernd zurückwich und sich dann entfernte, obwohl er noch mehrmals über die Schulter zurücksah.

Corban drehte sich rasch um und marschierte in die andere Richtung. Er wollte keine Gesellschaft, aber bereits nach wenigen Herzschlägen war der Stallmeister mit ihm auf gleicher Höhe. Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her. Corban schämte sich zu

sehr, um zu reden, also konzentrierte er sich darauf, seine Atmung zu kontrollieren. Und allmählich wurde das Pochen des Blutes in seinem Kopf leiser.

»Was ist da eben passiert?«, erkundigte sich Ghar schließlich. Corban wollte nicht antworten, weil er nicht glaubte, dass seine Stimme fest bleiben würde. Als das Schweigen anhielt, hielt Ghar ihn fest und drehte ihn zu sich herum, sodass sie sich gegenüberstanden.

»Was ist passiert?«

»Willst du mich noch mehr beschämen, indem du mich zwingst, es auszusprechen?«, begehrte Corban auf. »Du hast gesehen, was passiert ist. Rafe hat mich geschlagen und ich habe ... ich habe nichts getan.«

Ghar spitzte die Lippen. »Er ist älter und größer als du. Du warst eingeschüchtert.«

Corban schnaubte. »Selbst Dath hat sich gewehrt. Hättest du zugelassen, dass dich jemand so schlägt?« Er wollte weggehen, als Ghar nicht antwortete, aber der Stallmeister hielt ihn an der Schulter fest.

»Was war der Grund für den Streit?«

Corban zuckte mit den Schultern. »Rafe braucht keinen Grund, um Leute zu verprügeln, die jünger und kleiner sind als er.«

Ghar brummte. »Willst du dich denn gegen ihn wehren?«

»Natürlich«, schnaubte Corban.

»Und warum hast du nicht zurückgeschlagen?«

Corban blickte zu Boden. »Weil ich Angst hatte. Ich wollte mich wehren, aber ich konnte es nicht. Ich konnte mich nicht rühren. Ich habe es versucht, es hat sich angefühlt, als wären meine Arme zu Stein geworden und als steckten meine Füße in einem Sumpf im Baglun fest.«

Ghar nickte bedächtig. »Wir haben alle Angst, Ban. Selbst Tull hat das. Wichtig ist, was wir dagegen unternehmen, nur das ist entscheidend. Das macht aus dir den Mann, zu dem du irgendwann heranwachsen wirst. Du musst lernen, deine Gefühle zu beherrschen, mein Junge. Die, die das nicht begreifen, verlieren schnell

ihr Leben: Seien es Wut, Furcht, Stolz oder was auch immer – wenn du dich von deinen Gefühlen beherrschen lässt, bist du früher oder später ein toter Mann.«

Corban sah ihn an, und das Pochen in seiner Lippe ließ einen Moment nach. Noch nie hatte er gehört, dass Ghar so viele Worte am Stück gesprochen hatte.

Der Stallmeister beugte sich zu ihm herunter und stupste Corban mit dem Finger an die Brust. »Lerne sie zu beherrschen, dann können sie ein Werkzeug werden, das dich stärker macht.«

»Du hast leicht reden«, murmelte Corban. »Wie soll ich das anstellen?«

Ghar betrachtete Corban eine Weile. »Ich bringe es dir bei, wenn du willst«, sagte er dann ruhig.

Corban hob eine Braue. Ghar übte niemals auf dem Eschengrund und ritt auch nie mit einer Kriegerhorde wegen einer alten Beinverletzung. Er humpelte schon, solange Corban ihn kannte. Deshalb konnte er sich nicht vorstellen, was der Stallmeister ihm beibringen wollte.

»Was denn?«, meinte Ghar. »Ein verletztes Bein bedeutet nicht, dass ich vergessen hätte, wie man ein Schwert führt oder wie man sich einem Mann in der Schlacht stellt.«

*Ein Schwert führen.* »Einverstanden.« Corban zuckte mit den Schultern. »Obwohl Pa mich in den Waffen unterweist, bis ich alt genug für das Feld bin.«

Ghar schnaubte. »Es gibt sehr viel, was Thannon dich lehren kann, aber wie du deine Gefühle beherrscht, gehört gewiss nicht dazu.«

Corban lächelte. Sein Pa war nicht gerade für seine Geduld bekannt.

»Aber wir behalten das einstweilen für uns«, sagte Ghar.

»Darf ich es nicht einmal Cywen erzählen?«

»Vor allem nicht Cywen.« Ghar lächelte, was nur selten vorkam. »Sie würde mir keine Ruhe mehr lassen. *Ghar, zeig mir dies, Ghar, lehre mich das*«, ahmte er sie nach. »Nein, sie hält mich schon mit den Pferden genug auf Trab.«



Corban lachte. Ghar streckte den Unterarm aus, und Corban packte ihn.

»Gut. Also«, fuhr der Stallmeister fort, »kommst du jetzt wieder zum Fest zurück?«

»Noch nicht.« Er sah an Ghar vorbei auf die Menge auf der Wiese.

»Du musst dich ihnen früher oder später stellen, und je länger du damit wartest, desto schwerer wird es. Das ist so, wie wenn du vom Pferd gefallen bist. Und dein Freund wird sich Sorgen machen.«

»Ich weiß. Ich komme bald nach, aber nicht jetzt sofort. Ich glaube, ich will Dylan besuchen.«

Ghar nickte. »Es ist ein langer Fußweg zu Darols Anwesen. Mach dich sauber, dann satteln wir Willow. So bist du bei Sonnenuntergang zum Ende der Handbindung zurück.«

Corban ging schweigend neben ihm her, als sie nach Havan zurückkehrten. Die Straßen waren verlassen, weil alle Einwohner des Dorfes der Verlockung des Festes gefolgt waren. Corban hob den Kopf und sah Dun Carreg hoch über sich. Aber selbst die Festung wirkte ruhig und leer. Niemand war auf den Mauern oder in der Nähe des Stadttores zu sehen, dem einzigen Zugang zu der Wehranlage.

Kurz nachdem sie in den Ställen angekommen waren, saß Corban auf einem stämmigen, kastanienbraunen Pony. Sein Gesicht brannte, nachdem er es im Wasser ziemlich gründlich gesäubert hatte.

»Einen Moment noch.« Ghar verschwand im Stall. Kurz danach kam er mit einer Satteltasche aus Leder zurück. »Ich hab nur ein paar Kleinigkeiten eingepackt, ein bisschen Brot, Käse, eine Decke und ein Seil. Sei immer vorbereitet«, fuhr er fort, als er Corbans fragenden Blick bemerkte. »Du weißt nie, was passiert.«

Corban lächelte bedauernd und berührte seine aufgeplatzte Lippe. »Das stimmt.«

»Denk daran, vor Sonnenuntergang wieder hier zu sein. Achte auf Willow, dann kümmert er sich auch um dich. Und halt dich vom Baglun fern. Angeblich hat man dort Wölfe gesehen.«

»Ach was«, brummte Corban. Das glaubte er nicht. Wölfe wagten

sich nur im Winter an den Waldesrand, angelockt vom Geruch des Pferdefleisches in den Koppeln von Dun Carreg. Und selbst das kam nur sehr selten vor, und zwar dann, wenn der Gewittermond gekommen war und hoher Schnee lag. Wölfe hielten sich lieber tief im Wald auf statt auf freien Flächen.

Schon bald hatte Corban das Dorf hinter sich gelassen und ritt über die Straße, die zum Baglunwald führte. Man nannte sie allgemein Gigantenpfad, weil die mittlerweile verschwundenen Benothi sie gebaut hatten, der Gigantenclan, der hier vor langer Zeit geherrscht hatte. Bevor die Menschen ihnen das Land wegnahmen. Die Straße durchzog Ardan und Narvon, obwohl es heutzutage weit weniger Verkehr zwischen den beiden Reichen gab als früher. Mittlerweile war die Straße von Gras und Moos überwuchert, und die erhöhten Böschungen verfielen. In der Ferne konnte Corban den kleinen Hügel sehen, auf dem Dylans Haus stand. Dahinter glitzerte der Tarin in der Mittagssonne. Und weiter in der Ferne bildete der Baglunwald einen dunklen Fleck am Horizont.

Es war mittlerweile heiß geworden, und der Wind, der vom Meer wehte, war nur ein schwacher Hauch. Zögernd berührte Corban seine Lippe, die schmerzhaft pulsierte. Sein Kopf tat weh, ebenso seine Rippen, wo Rafe ihn getreten hatte. Er seufzte. Wann hatte der Tag eigentlich angefangen schiefzulaufen?

Rafes Gesicht tauchte ungebeten vor seinem inneren Auge auf. Sein Grinsen, als er das Übungsschwert genommen und vor Ghar weggelaufen war. Corban spürte heiße Flecken auf seinem Hals, als ihn erneut die Scham überkam. *Vielleicht bin ich ein Feigling. Ich wünschte, ich wäre mein Pa, stark und furchtlos.* Und was hatte Ghar damit gemeint, dass er seine Gefühle beherrschen müsste? Wie konnte man das lernen? Aber was es auch sein mochte, wenn es ihm half, Rafe eine Lektion zu erteilen, war er bereit, es zu versuchen. Solange Corban sich erinnern konnte, war Ghar immer da gewesen, war er ein enger Freund von seiner Mutter und seinem Vater. Ehrlich gesagt, hatte er ein bisschen Angst vor dem Mann, er wirkte immer so streng und ernst. Aber Ghars Angebot, ihm zu helfen, faszinierte ihn.

Ein Geräusch drängte sich in seine Gedanken, und er hob den

Kopf. In der Ferne sah er einen großen Karren auf sich zukommen. Zwei Gestalten saßen auf dem Bock, während andere nebenhergingen oder -liefen.

»Dylan.« Willows steter Schritt hatte sie schnell vorangebracht. Das felsige Grasland rund um Havan wich fruchtbaren Weiden, als er sich dem Fluss näherte. Der gelbe Stechginster wurde von Wacholderbüschen und Weißdorn ersetzt, als sich Darols Anwesen vor ihm ausbreitete.

Darol, Dylans Vater, saß auf dem Bock des schwer beladenen Karrens, der von einem grauen Pony gezogen wurde. Seine Frau saß neben ihm. Dylan ging auf der einen Seite des Karrens, seine Schwester und ihr Ehemann folgten ihm, während ihr Sohn Frith um sie herumrannte. Corban lächelte bei dem Anblick. Er hatte sie im Winter viel zu selten gesehen. Seine Mutter hatte ihm in der Sturmzeit nicht erlaubt, sich weit von Havan zu entfernen, und ihre Angst war von den Geschichten über hungrige Wölfe noch geschürt worden. Im Sommer davor jedoch hatte er viel Zeit hier draußen verbracht, meistens in der Gesellschaft von Dylan. Beim ersten Mal, als sie sich getroffen hatten, waren sie miteinander in Streit geraten. Corban hatte seine Schwester wegen einer Äußerung verteidigt, die sie gemacht hatte. Irgendwie hatte alles mit einem großen Gelächter geendet, und kurz darauf waren Corban und Dylan enge Freunde geworden. Obwohl Dylan ein paar Jahre älter war.

Dylan verrichtete schwere Arbeit für seinen Pa, aber wenn Corban zu Besuch kam, dann hatte er meistens Zeit für ihn. Dylan brachte ihm rasch bei, was es auf einem Hof zu tun gab, setzte mit ihm Zaunpfähle, säte und erntete das Getreide, fing mit ihm Lachse und machte noch einen ganzen Haufen anderer Sachen. Am interessantesten für Corban war jedoch, als er ihm gezeigt hatte, wie man eine Schleuder benutzte, wie man verschiedene Tierspuren unterscheiden konnte und wie man einen Hasen jagte, häutete und kochte. Und am aufregendsten waren die kurzen Ausflüge an den Rand des Baglunwaldes gewesen. Dieser Wald wirkte wie eine andere Welt, manchmal beunruhigend, aber immer verlockend. Jetzt betrachtete er den Baglun, der sich unendlich weit zu erstrecken schien. Er konnte

sich keinen größeren Wald vorstellen, nicht einmal den fabelhaften Fornswald weit im Osten, der angeblich größer war als die Hälfte aller Reiche der Verfemten Lande zusammen. Er schnaubte, als er sich an seine Ausflüge mit Dylan in den Baglun erinnerte. Am Ende des letzten Sommers, als Dylan von früh bis spät mit der Ernte beschäftigt gewesen war, hatte Corban angefangen, den Wald alleine zu durchstreifen. Er war stolz gewesen, als er Dath sein Geheimnis anvertraut und ihn eingeladen hatte, ihm Gesellschaft zu leisten. Dath hatte nur das Zeichen gegen das Böse gemacht, war blass geworden und hatte ihm erzählt, dass er, Corban, entweder sehr mutig oder, was wahrscheinlicher war, verrückt sein musste. Dabei hatten seine Streifzüge überhaupt nichts mit Mut zu tun, an dem es ihm ja offensichtlich mangelte, wenn er an seine jüngste Begegnung mit Rafe dachte. Er mochte einfach den Wald, obwohl der Gedanke, dass seine Mutter das herausfinden würde, ihn erschauern ließ, trotz der Wärme der Sonne.

Dylan war jetzt noch etwa hundert Schritte entfernt. Corban zügelte Willow und wartete. Darol nickte, als er mit dem Karren an Corban vorbeifuhr. Dylan trennte sich von seinen Eltern und schlenderte zu ihm herüber.

»Hallo, Ban.« Er runzelte die Stirn, als er Corbans übel zugerichtetes Gesicht sah. »Was ist denn mit dir passiert?«

»Ich bin hingefallen«, gab Corban zurück. »Ich wollte dich besuchen und dir vielleicht beim Lachsangeln helfen. Wie es aussieht, komme ich zu spät.«

»Pa hat schon vor Sonnenaufgang alles fertig gemacht. Und wir müssen die Lebensmittel rechtzeitig nach Havan bringen, um sie für das Fest vorzubereiten. Ein andermal, einverstanden?«

In dem Moment rannte Frith hinter Dylan und trat ihm vernehmlich gegen den Knöchel. Dann kicherte er und wollte weglaufen, aber Dylan, der auf einem Bein hopste, schnappte sich das Kind und hob es hoch in die Luft. Die Beine des Jungen pumpften weiter durch die Luft, als würde er immer noch laufen. Als er bemerkte, dass er nicht entkommen konnte, erschlaffte er und grinste. Dylan schwang ihn sich auf die Schultern.

»Du bist langsam zu alt für so etwas. Bald hast du deinen neunten Namenstag.«

»Aber mir gefällt es hier oben!«, protestierte Frith.

»Einverstanden, aber nur wenn du aufhörst, Ärger zu machen.« Dylan drehte sich wieder zu Corban um. »Kommst du mit? Ich kann es kaum erwarten, einen Blick auf den Rummel zu werfen.«

»Nein danke. Ich komm gerade von dort.«

»Gut, Ban, aber zum Handbinden bist du doch wieder zurück, oder?«

Corban nickte.

»Schön, dann kannst du mir ja alles über deinen *Sturz* erzählen.« Im nächsten Moment schrie Dylan laut auf, als Frith seine Ohren packte und daran zog. »Au, was machst du denn da?«

»Du bist mein Pferd. Angriff!«, jauchzte Frith und zog wieder an Dylans Ohren. Der packte die Hände seines Neffen und trottete hinter dem Karren her, nachdem er sich mit einem flüchtig hingeworfenen Gruß von Corban verabschiedet hatte.

Frith grinste Corban an, der die Faust hob und sie schüttelte, wobei er versuchte, nicht zu lachen.

Eine Weile blieb er einfach auf Willow sitzen und sah dem Karren nach, der in der Ferne immer kleiner wurde, während er überlegte, was er jetzt tun sollte. Dann fiel sein Blick wieder auf den Baglun, und mit einem Zungenschmalzen trieb er das Pony weiter über die Straße.

## 4. KAPITEL

### EVNIS

Evnis nahm den Schlauch mit Met, den Helfach, sein Jäger, ihm reichte. Er zog den Stöpsel heraus und trank. Der Met schmeckte süß nach Honig, und der Alkohol wärmte seinen Bauch.

»Gut, was?«, meinte Helfach.

Evnis brummte nur. Er hatte Wichtigeres im Kopf als die Qualität des Mets, den er gerade trank. Es waren mittlerweile so viele Jahre seit seinem Schwur an Asroth vergangen, durch den er auch zu einem Komplizen von Rhin, der Königin von Cambren, geworden war. Seitdem war er weit aufgestiegen, war Ratgeber von Brenin, dem König von ganz Ardan. Diese Nacht damals im Finsterforst kam ihm vor wie aus einem anderen Leben. Es war furchteinflößend gewesen, aber auch berauschend. Etwas Ähnliches verspürte er jetzt ebenfalls: Furcht und Erregung, die sich vermischten, als ihm nun die Konsequenzen dieses Eides aus der Vergangenheit wieder deutlich wurden.

Sie saßen in einem kleinen Tal am südlichen Rand des Baglunwaldes, fast einen halben Tagesritt von Dun Carreg entfernt. Weiter südlich trampelte eine große Herde Auerochsen durch das Moorland. Der Boden vibrierte unter ihren Hufen, als wären sie ein einziges, gewaltiges Raubtier.

»Wo bleibt er denn?«, murmelte Evnis.

Helfach beschattete die Augen, als er hochsah. »Du sagtest, er käme beim Sonnenzenit, also müsste er jeden Moment auftauchen.«

»Ich hasse es zu warten«, brummte Evnis. Er wollte zu Fain zu-

rück, seiner Gemahlin. Es ging ihr nicht gut, und sie brauchte ihn. Die Sorge um sie machte ihm zu schaffen.

Helfach grinste. Sie saßen schweigend da und reichten sich abwechselnd den Metschlauch. Dann hob Evnis' Pferd den Kopf und zuckte mit den Ohren.

»Dort.« Helfach streckte den Arm aus.

Eine Gestalt tauchte zwischen den Bäumen auf und kam auf sie zu.

»Kapuze auf.« Evnis zog die seine hoch, um sein Gesicht zu verdecken.

Die Gestalt kam näher. Evnis stand auf und ging dem Neuankömmling entgegen. Es war ein großer Mann mit einem faltigen, von tiefen Linien zerfurchten Gesicht und kalten Augen. Er hielt einen ungespannten Bogen in der Hand. Evnis schätzte ihn jünger, als er aussah.

»Da, für dich.« Der Mann hielt ihm einen ledernen Zylinder hin.

Evnis entnahm ihm ein Pergament, brach das Wachssiegel und las schweigend. Dann verzog er das Gesicht, rollte das Schriftstück zusammen und schob es in seinen Umhang.

»Dein Ziel ist ein Anwesen am nordöstlichen Rand des Baglun«, sagte er. »Es liegt auf einem Hügel direkt hinter dem Fluss und wird von Palisaden geschützt.«

»Klingt, als befände es sich nah an Dun Carreg.«

»Das tut es auch.«

Der Mann grunzte. »Wie viele?«

»Eine sechsköpfige Familie.«

»Wie viele davon können ein Schwert führen?«

»Zwei Männer und ein Junge, der gerade mit den Übungen auf dem Eschengrund angefangen hat. Die anderen sind Frauen und ein Kind.«

»Ich töte keine Frauen oder Kinder.«

Evnis kniff die Augen zusammen. »Hat Braith wirklich den richtigen Mann für diese Aufgabe ausgewählt?«

»Bis jetzt hatte er keinen Grund zur Beschwerde.«

Evnis zuckte mit den Schultern. »Erledige es noch heute Nacht.

In der Festung findet ein Hochzeitsfest statt, das heißt, du musst warten, bis sie nach Hause zurückgekommen sind, wenn du die beste Wirkung erzielen willst. Sorge dafür, dass ihre Halle lichterloh brennt.«

»Ja.« Der Mann verschwand wieder zwischen den Bäumen.

»Sind wir hier endlich fertig?«, wollte Helfach wissen.

Evnis zog das Pergament aus seinem Umhang und las es erneut.

*Sei gegrüßt, Getreuer. Braith ist jetzt auf seinem Posten, und seine Position ist stark. Nutze seine Männer gut. Scheuche Brenin aus seinem Bau, so schnell du kannst. Die Zeit rückt näher. Was diese Angelegenheit angeht, wegen der du mich befragt hast – falls die Krankheit deiner Frau das Können der Heiler übersteigt, musst du die Erdenmacht benutzen. Suche das Buch. Du weißt, wo es ist. Wenn du die Tür findest, wirst du das Buch finden. Uthas sagt, dass es dir helfen wird, aber nur der Kessel kann sie letztlich retten. Bring sie dorthin, falls du es vermagst.*

*Denk an unsere Sache, denk an deinen Eid.*

Evnis hustete und spuckte aus, dann entzündete er eine Wachskerze und verbrannte die Botschaft.

»Wir reiten besser zurück.« Er schwang sich in den Sattel. »Wenn ich es nicht zur Handbindung schaffe, wird Alona mich als Verräter verfluchen und Brenin bitten, meinen Hals auf den Block zu legen.«  
*Verräter. Wenn sie das Ausmaß meines Verrats erst abnte!*

Helfach schnaubte. »Soll das Miststück es doch versuchen: Du genießt Brenins Vertrauen.«

»Sicher, aber sie ebenfalls und zudem weit mehr als ich. Außerdem hasst sie mich und wird mir immer die Schuld am Tod ihres Bruders Rhagor geben.« *Womit sie durchaus recht hat*, dachte er.

Schweigend ritten sie aus dem Tal hinaus, zwischen den Bäumen hindurch auf die Straße nach Dun Carreg. Als ihm der Wind ins Gesicht wehte, dachte Evnis wieder an den Brief. *Die Zeit rückt näher ... Denk an deinen Eid.* Wie hätte er den vergessen können? *Um Rhin zur Hochkönigin zu machen, um den Götterkrieg zu beschwören und für die Fleischwerdung von Asroth.* Er verzog das Gesicht. Waren tatsächlich seit jener Nacht im Finsterforst achtzehn Jahre verstrichen? Manchmal



kam ihm das alles wie ein Traum vor, und manchmal wünschte er sich, es wäre tatsächlich ein Traum gewesen. Damals schienen die Dinge einfacher gewesen zu sein.

*Du musst durchhalten, sagte er sich. Jetzt hast du keine andere Wahl mehr.* Seine Gedanken wanderten zu Fain, was sie immer taten, sobald er die Zeit hatte. *Eines ist jedenfalls klar, ich muss dieses Buch finden.*

## 5. KAPITEL

### CORBAN

Als Corban sich dem Fluss näherte, flachte sich der Boden allmählich wieder ab. Ein Stück rechts von sich sah er den Lachsteich.

Er warf einen Blick auf die Bäume am anderen Ufer. Sie wurden immer dichter und größer und markierten die Grenze des Waldes. Wieder durchströmte ihn diese Aufregung, die er immer in der Nähe des Baglun empfand.

Er trieb sein Pony über die Furt. Die Hufe platschten im Wasser und die Eisen klickten auf Steinen. Dann ritt er die gegenüberliegende Böschung hinauf und in den Wald hinein.

Der Gigantenpfad führte durch den Baglun. Seine Steine waren bemoost und glitschig. Das Geflecht aus Zweigen über seinem Kopf tauchte die Welt darunter ins Zwielflicht. Irgendwie besänftigten die Schatten seine Stimmung und beruhigten ihn.

Er ließ das Pony so schnell gehen, wie es wollte, und stellte sich dabei vor, er wäre ein großer Jäger wie Marrock und würde gerade eine Bande Gesetzloser verfolgen, die das Dorf überfallen wollten und von der nördlichen Grenze des Finsterforst kamen. Er hatte so etwas mal von seinem Pa gehört. Thannon redete ebenso gerne, wie er arbeitete, und hatte viele Geschichten über die Verfemten Lande erzählt, den Kontinent, auf dem sie lebten. Er hatte auch über das Reich Ardan gesprochen, wie es jetzt war, und von der wachsenden Distanz zwischen König Brenin und Owain, dem König ihres Nachbarlandes Narvon. Und von der plötzlichen Zunahme an Gesetzlosen, die durch den Finsterforst streiften, der ihre beiden Reiche trennte. Thannon hatte von einer Bande dieser Männer erzählt,

die in Ardan einfielen, die Gehöfte von Bauern niederbrannten und Reisende ausraubten. Er sagte, dass sie vielleicht sogar im Baglun ihr Unwesen trieben.

Corbans Magen verkrampfte sich, und seine Augen wurden größer, als er sich umsah und sich vorstellte, dass hinter den Büschen Gesetzlose lauerten, bereit, ihn zu überfallen. Aber wer wäre schon so dumm, ein Lager in Sichtweite von Brenins eigener Festung aufzuschlagen?

*Du hast nichts zu befürchten.*

Der Wald wurde immer dichter, und zwischen den Bäumen wuchsen jetzt Dornenbüsche. Direkt vor ihm öffnete sich der Gigantenpfad zu einer Lichtung. Sonne fleckte den Boden, als das Blätterdach dünner wurde. Corban trottete auf die Lichtung, deren Boden mit Glockenblumen übersät war, die bis zum Schwurstein reichten.

Der Monolith aus dunklem Fels, in den Runen in einer längst vergessenen Sprache geritzt waren, beherrschte die Lichtung. Ein weiteres Relikt der Giganten, die einst hier gelebt hatten. Der Stein war immer noch Teil von manchen feierlichen Anlässen, aber er hatte keinem formellen Zweck mehr gedient, seit Brenin vor fünfzehn Jahren das Schwert seines Vaters genommen und König von Ardan geworden war. Er fühlte sich alt an, einzigartig. Corban war gerne hier.

Er stieg ab und näherte sich dem Stein. Er sah anders aus, irgendwie nass, als wären dunkle Flecken auf dem Fels, als würde eine Flüssigkeit aus den tief eingeritzten Runen herausickern. Er streckte die Hand aus und berührte den Stein. Plötzlich wurde es dunkel auf der Lichtung, als Wolken sich vor die Sonne schoben. Er erschauerte. Rasch zog er die Hand weg. Seine Fingerspitzen waren rot. War das Blut?

Sein Herzschlag dröhnte laut in seinen Ohren. Dann verschwamm alles vor seinen Augen, und er stürzte zu Boden.

Corban wachte auf und sah sich blinzeln um.

Er war immer noch auf der Lichtung des Schwursteins, an den großen Felsbrocken gelehnt, aber etwas war anders. Irgendwie

falsch. Alles war blass, fahl, als wäre sämtliche Farbe aus der Welt weggebleicht worden. Er hob den Kopf. Dunkle Wolken zogen sich über ihm zusammen und wogten hin und her wie eine aufgewühlte See. Und es war ruhig. Viel zu ruhig. Er hörte weder das Zwitschern von Vögeln noch das Summen von Insekten, überhaupt keine Geräusche des Waldes. Nur das Zischen des Windes in den Ästen der Bäume.

Dann vernahm er plötzlich Schritte, das Knacken und Knistern von Zweigen, Nadeln und Blättern, das in der Stille bedrohlich laut klang. Eine Gestalt tauchte aus dem Dickicht am Rand der Lichtung auf. Ein Mann mit einem Schwert an der Hüfte, dessen Umhang von einer langen Reise schmutzig war. Als er Corban sah, blieb er stehen und senkte kurz den Kopf. Dann ging er zu ihm.

»Ich habe nach dir gesucht«, meinte der Mann und hockte sich vor Corban hin.

Der Junge konnte das Alter des Mannes nicht einschätzen. Er hatte tiefe Falten um die Augen und auch den Mund, die allerdings größtenteils von einem gestutzten Bart verdeckt wurden. Sein Haar war dunkel und grau meliert. Dann sah Corban in die Augen des Mannes. Sie waren gelb wie die eines Wolfes und alt. Nein, nicht nur alt. *Uralt*. Und weise.

»Warum?«, wollte Corban wissen.

Der Mann lächelte, herzlich und einladend, ein Lächeln, das Corban unwillkürlich erwiderte.

»Ich brauche Hilfe. Ich muss eine Aufgabe erledigen und schaffe das nicht alleine.« Er zog einen Apfel aus seinem Umhang, der in dieser ansonsten farblosen Welt auffällig rot wirkte, und biss hinein. Saft tropfte ihm vom Kinn. Die Fingernägel des Mannes waren eingerissen und brüchig und starrten vor Schmutz.

»Warum ich?«, fragte Corban leise.

»Wegen deines offenen Geistes vielleicht?«, erwiderte der Mann und lächelte wieder. Dann zuckte er mit den Achseln. »Es ist eine schwierige und gefährliche Aufgabe. Nicht alle sind dazu fähig, mir zu helfen.« Er holte langsam tief Luft und schloss die Augen. »Aber du hast etwas an dir, etwas Besonderes. Das fühle ich.«

Corban brummte unverbindlich. Er hatte sich nie als etwas Besonderes empfunden, und bislang hatte auch noch niemand zu ihm gesagt, dass er etwas Besonderes wäre, außer seiner Mutter natürlich.

»Was für eine Aufgabe soll das sein?«

»Ich muss etwas finden. Ich zeige es dir.« Der Mann legte Corban eine Hand über die Augen.

Im nächsten Moment fand Corban sich in einem Raum mit Steinboden wieder, dessen Bogenfenster im Licht der Fackeln schwarz wirkten. Die Dunkelheit draußen schien das Licht einfach zu verschlucken.

In der Mitte des Raumes stand ein großer Kessel, ein riesiger Topf aus schwarzem Eisen, größer und breiter als ein Mann. Ein Schrei ertönte aus dem Kessel und hallte durch den Raum. Er wurde schriller und klang so qualvoll, dass Corban sich die Ohren zuhielt. Plötzlich verstummte er, und nur noch das leise Knistern der Fackeln war zu hören. Bleiche Finger tauchten am Rand des Kessels auf und umklammerten ihn. Dann zog sich jemand hoch, eine Gestalt, die über den Rand auf den Steinboden hinabrutschte. Langsam erhob sie sich. Es war ein Mann, der lediglich eine weite Wollhose trug. Von seinem Kriegerzopf abgesehen, fiel ihm das lange dunkle Haar offen über die breiten Schultern. Seine Haut war von einem fahlen Grau, sehr dünn und straff, und darunter schien sich etwas zu bewegen, als suchte es einen Weg nach draußen. Die Adern des Mannes traten deutlich hervor, hoben sich dick und purpurn von der fahlen Haut ab und bildeten ein kompliziertes Muster auf seinem Körper.

Jetzt drehte der Mann sich um und sah Corban an.

Seine Augen waren so schwarz wie die Nacht und hatten weder Pupillen noch eine Iris. Die Lippen verzogen sich zu einem schaurigen Grinsen. Aus einem Mundwinkel sickerte in einem dünnen Rinnsal Blut und tropfte zu Boden.

Corban trat einen Schritt zurück. Doch die Gestalt folgte ihm und machte einen Schritt vorwärts. Corban wollte sich gerade umdrehen und weglaufen, als er etwas hinter sich wahrnahm. Mit aller Kraft versuchte er, sich umzudrehen, aber sein Körper gehorchte ihm nicht. Die Haare in seinem Nacken richteten sich auf.

Das Wesen vor dem Kessel blieb ebenfalls stehen und blickte mit verzerrtem Gesicht an Corban vorbei. Der spürte eine Bewegung hinter sich. Dann sah er am Rand seines Blickfeldes zwei große Schwingen mit weißen Federn. Das Gesicht der Gestalt vor ihm verzerrte sich noch mehr, und sie hob die Arme, als wollte sie einen Schlag abwehren. Sie zischte ihn an, warf dann den Kopf in den Nacken und heulte. Es war ein hoher, durchdringender Schrei. Als Corban die Schwingen ansah, versiegte seine Panik plötzlich. Stattdessen durchströmte ihn ein Gefühl von Frieden, obwohl die Kreatur vor ihm immer noch heulte. Dann verblasste alles in dem Raum, und es wurde dunkel.

Er schnappte nach Luft, als er die Augen aufriss. Sein Rücken war schweißnass. Er schüttelte den Kopf und hörte immer noch das unmenschliche Heulen aus dem Traum, der rasch verblasste. Willow stampfte mit den Hufen und wühlte die Erde auf. Als Corban schließlich wieder ganz zu sich kam, merkte er, dass das Heulen nicht etwa schwächer wurde, sondern lauter. Aber es klang jetzt anders als in seinem Traum, und dann begriff er, dass Willow es ebenfalls hörte.

Er sprang auf und versuchte, das Pony zu beruhigen. Willow schnaubte, wurde dann aber allmählich ruhig, obwohl das Heulen immer noch durch den Wald schallte. Corban blieb einen Moment stehen und lauschte.

»Was auch immer es ist«, murmelte er, »es klingt verängstigt.« Er tätschelte eine Weile den Hals des Ponys, dann traf er eine Entscheidung und führte das Tier in die Richtung, aus der das Heulen kam.

Nach nur wenigen Herzschlägen war der Wald in Zwielicht getaucht. Die Zweige hingen zu tief, als dass er auf Willow hätte reiten können, dennoch konnte er sich zwischen den Bäumen fortbewegen. Allerdings musste er aufpassen, wohin er trat, weil überall auf dem Waldboden Schlingpflanzen wuchsen, in denen sich seine Stiefel zu verfangen drohten.

Kleine Bäche kreuzten seinen Pfad, und der Boden wurde poröser, weicher. Willows Hufe schmatzten, wenn das Pony sie aus der moorstigen Erde zog.

*Ich sollte umkehren*, dachte er. Dylan hatte ihn vor den tödlichen Sümpfen im Baglun gewarnt. Zuerst schien die Erde aus festem Boden zu bestehen, konnte einen jedoch ohne Vorwarnung verschlingen und ersticken. Er blieb stehen. Dann setzte das Heulen erneut ein. Es klang nah.

*Nur noch ein kleines Stück*. Er machte noch ein paar Schritte, und das Heulen verstummte wieder.

Corban ging um eine dichte Baumgruppe herum, schob einige Farnwedel zur Seite und blieb wie angewurzelt stehen.

Kaum zwanzig Schritte vor ihm ragten der Kopf und die Schultern eines Woelven aus dem Boden heraus. Seine schimmernden Reißzähne waren so lang wie Corbans Unterarm und so scharf wie Dolche. Er fasste es nicht. Diese Rudeltiere waren furchterregende Jäger. Die Gigantenc clans hatten sie während des *Krieges der Kostbarkeiten* gezüchtet, wenn die alten Geschichten zutrafen. Sie waren wolfsähnlich, aber größer und stärker und dazu äußerst intelligent. Allerdings ließen sie sich nur selten hier blicken. Sie bevorzugten den Süden von Ardan, wo es Gebiete mit großen Wäldern und ausgedehnten Mooren gab, durch die die Auerochsenherden streiften. Einen Moment starrten sich der Junge und das Tier an, dann schnappte der Woelven mit den Kiefern, und Schaum bildete sich um sein Maul. Mit einer Tatze kratzte er schwach über den Boden. Das Tier schien dem Tode nah zu sein, wirkte schwach und ausgegert. Dann gab es ein saugendes Geräusch, als der Woelven noch ein Stück tiefer im Sumpf versank, so als würde jemand ihn an den Hinterläufen herabziehen. Der Untergrund um das Tier herum sah fest aus und war von denselben Schlingpflanzen überwuchert wie der restliche Waldboden. Aber Corban wusste, dass der Woelven in eines der tückischen Morastlöcher des Baglun geraten war.

Eine Weile stand er nur stumm und ratlos da. Dann hockte er sich hin und betrachtete den Schädel der Kreatur. Er war grauweiß gefleckt und mit schwarzen Schlammgespritzern übersät.

»Was soll ich machen?«, flüsterte er. »Du würdest mich fressen, vorausgesetzt, ich könnte dich überhaupt herausziehen.«

Das Tier starrte ihn mit seinen kupferfarbenen Augen an.

Corban sah sich um, nahm einen langen Zweig und überprüfte damit die Festigkeit des Bodens, bevor er zögernd vorrückte. Willow sah ihm missbilligend zu. Plötzlich verschwand der Zweig im Boden, und ehe er sich's versah, sank auch sein linkes Bein bis zum Knie ein. Panik flammte in ihm auf, als er versuchte, sich herauszuziehen, und spürte, wie sich der Schlamm fest um sein Bein schmiegte und ihn in seine erstickende Umarmung zog. Er verlagerte das Gewicht und lehnte sich zurück, bis er sein Bein langsam befreien konnte. Es war von zähem, schwarzem Schlamm bedeckt. Schließlich fiel er rückwärts um.

Schweißgebadet blieb er einen Moment liegen. Dann hörte er ein Gurgeln und blickte hoch. Der Woelven sank noch tiefer in den Morast. Corban stand auf und ging zu Willow zurück. Er wusste plötzlich, was er tun musste, und gleichzeitig war ihm klar, wie nährisch das war. Er tätschelte Willow beruhigend, aber das Pony verdrehte die Augen so sehr, dass sie fast ganz weiß waren. Das Tier war kurz davor durchzugehen. Nachdem er es ein bisschen beruhigt hatte, zog er Ghars Seil aus der Satteltasche und band ein Ende an seinem Sattel fest. Dann führte er das Pony behutsam dichter an das trügerische Moor heran. Aus dem anderen Ende des Seils machte er eine Schlinge, wie Cywen es ihn gelehrt hatte, und warf sie nach dem Raubtier. Mit dem zweiten Versuch gelang ihm, was er vorhatte, und die Schlinge lag über dem Kopf und den Schultern des Woelven. Er hob das Seil vorsichtig an und zog langsam, ganz langsam. Die Schlinge zog sich zusammen und hielt. Corban führte das Pony von dem Morast weg. Das Seil knarrte und vibrierte, als es sich spannte. Der Woelven winselte und schnappte mit seinen mächtigen Kiefern, weil das Tau tief in seine Haut schnitt. Dann ertönte ein lautes Schmatzen, als sich die Bestie aus dem Morast zu lösen begann. Willow machte einen Schritt vorwärts, dann noch einen ... und kurz darauf lag die Kreatur auf der Seite am Rand des Morastes. Sie keuchte und war vollkommen von dem glitschigen Schlamm überzogen. Dann rappelte sich der Woelven langsam auf und senkte den Kopf.

Corban betrachtete ihn staunend. Trotz seines schmutzigen



Zustandes wirkte er beeindruckend. Er war nicht viel kleiner als Willow, und sein Fell war, soweit er sehen konnte, von mattgrauen und kalkweißen Streifen durchzogen. Langsam hob das Tier den Kopf und durchtrennte mit einem einzigen Biss das Seil um seinen Körper. Dann heulte es. Willow wieherte, bäumte sich auf und schoss davon. Corban wollte weglaufen, konnte sich aber nicht rühren. Sein Blick wurde von den langen, gekrümmten Reißzähnen des Woelven gefangen gehalten.

Dann registrierte Corban Bewegungen um sich herum, Schatten, die durch die Dunkelheit huschten. Augen leuchteten in der Finsternis, viele Augen.

*Sein Rudel ist gekommen. Ich bin erledigt*, dachte er. Langsam und bedächtig näherte sich ihm der Woelven, den er gerettet hatte. Seine dicken Muskeln spielten unter dem Fell an Hals und Schultern, und sein Bauch schaukelte hin und her, dick und schwer.

»Du bist trächtig«, flüsterte er.

Das Tier umkreiste ihn und blieb schließlich vor ihm stehen. Der Blick seiner kupferfarbenen Augen bohrte sich in seine, dann zog es geräuschvoll die Luft ein und drückte seine Schnauze in seine Lenden, weiter schnüffelnd. Corban widerstand dem Drang zurückzuspringen, weil er wusste, dass sein Leben an einem seidenen Faden hing. Das Tier hob den Kopf, immer noch witternd, schnüffelte an seinem Bauch, schließlich an seinem Hals und sogar an seinem Kinn. Der heiße Atem der Woelven traf sein Gesicht, und der Geruch von nassem Fell drohte ihm die Kehle zuzuschnüren. Die Schnauze der Woelven drückte gegen sein Gesicht, und er fühlte ihre harten, kalten Zähne. Corbans Blase fühlte sich an, als würde sie sich jeden Moment entleeren. Dann trat das Vieh einen Schritt zurück, drehte sich um und verschwand mit langen Sätzen im dunklen Wald.

Die Augenlichter im Schatten ringsum verloschen, und Corban atmete laut aus, während er auf dem Boden zusammensank.

*Was habe ich da gerade getan?*

Er blieb eine Weile auf dem feuchten Boden liegen und wartete, bis sein hämmerndes Herz sich beruhigt hatte. Dann stand er auf und entfernte sich von dem Morast. Der Wald sah jetzt anders aus,

dunkler. Er kam nur langsam voran, weil er ständig den Boden vor sich im Auge behalten musste, um nicht über die überall auf dem Boden wuchernden Schlingpflanzen zu stolpern. Es war bereits einige Zeit verstrichen, als ihm plötzlich auffiel, dass er keinen der kleinen Bäche gesehen hatte, die er zuvor überquert hatte. Als er mit dem Fuß aufstampfte, war der Boden unter den Blättern und Nadeln nicht länger federnd, sondern hart.

»O nein!« Er sah sich hastig um und suchte nach etwas Bekanntem, fand jedoch nichts. Spärliches Sonnenlicht fiel durch das Laubdach, aber er konnte nicht erkennen, wo genau die Sonne am Himmel stand. Er holte tief Luft und setzte sich wieder in Bewegung. *Geb einfach weiter*, dachte er. *Suche nach einem Bach, der dich wieder zurückbringt*. Er erschauerte und versuchte die Panik zu kontrollieren, die ihn ergriff. Ihm war völlig klar, dass er kaum eine Chance hatte, auch nur eine Nacht in diesem Wald zu überleben, aber um den Weg herauszufinden, musste er klar denken. *Immer weitergeben*, sagte er sich. *Ich kann nur hoffen, dass ich nicht noch tiefer in den Wald hineingerate*. Er beschleunigte seine Schritte und sah unentwegt zwischen dem Boden zu seinen Füßen und dem Pfad, den er gewählt hatte, hin und her.

Seine Füße schmerzten, und die Zehen waren gefühllos, als er endlich stehen blieb. Es kam ihm vor, als wäre er eine ganze Ewigkeit gelaufen, ohne auch nur ein Anzeichen von einem Bach oder einem Fluss gesehen zu haben. Er blickte sich um, suchte sich eine hohe Ulme und kletterte daran empor. Je höher er kam, desto spärlicher wurden die Zweige. Schließlich erreichte er einen Punkt, wo er den nächsten Ast nicht einmal zu fassen bekam, wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte. *Wenn ich die Spitze erreichen könnte, sollte ich eigentlich Dun Carreg sehen. Wenigstens weiß ich dann, ob ich in die richtige Richtung gebe*. Voller Verzweiflung kauerte er sich hin und stieß sich dann von dem Ast, auf dem er stand, ab. Es gelang ihm, mit beiden Händen den Ast über sich zu packen. Einen Moment hing er in der Luft und schwang leicht auf und ab, als sich der dicke Zweig zu biegen begann. Dann rutschte er mit einer Hand ab und schlug wild mit dem Arm um sich. Hielt sich mit der anderen Hand verzweifelt fest und ... fiel. Nachdem er gegen etliche Zweige geprallt war, verlor er das Bewusstsein.

Als er wieder erwachte, lag er auf dem Waldboden. Stöhnend richtete er sich auf. Da glaubte er, ein schwaches Geräusch zu hören. Es kam von weit weg, aber ansonsten war es still im Wald, nicht einmal eine schwache Brise ließ die Blätter rascheln. Er lauschte angestrengt, überzeugt, dass er eine Stimme hörte, hörte, wie jemand rief. Er sprang auf und hatte seine Erschöpfung bereits vergessen, als er losrannte. Nach einer Weile blieb er stehen, lauschte einen Moment, dann hörte er die Stimme wieder, diesmal erheblich näher. Sie rief seinen Namen.

»Hallo!«, erwiderte er den Ruf, wobei er die Hände wie einen Schalltrichter vor seinen Mund hielt. Dann rannte er weiter, ununterbrochen rufend. Schon bald sah er jemanden hinter einem Baum hervorkommen. Die Gestalt führte zwei Pferde am Zügel, einen großen Schecken und ein Pony. Und sie humpelte.

»Ghar!« Corban stürmte los wie verrückt. Tränen liefen ihm über die Wangen, als er sich dem Stallmeister an den Hals warf. Zuerst stand der dunkelhaarige Mann ruhig da wie eine Statue. Dann legte er schließlich etwas steif seine Arme um den Jungen und klopfte ihm auf den Rücken.

»Was machst du denn hier?«, fragte Corban zittrig.

»Ich suche nach dir, was sonst, du Dummkopf! Willow kennt seinen Heimweg, im Gegensatz zu dir.« Ghar trat zurück und betrachtete den Jungen. »Was ist mit dir passiert? Als ich dich das letzte Mal gesehen habe, sahst du schon schlimm aus, aber jetzt...?«

Corban sah an sich herunter. Er war vollkommen mit Schlamm und Blättern bedeckt, hatte Kratzer auf der Haut und Löcher im Umhang und seiner Hose.

»Ich war...« Corban hielt inne, weil er wusste, wie dumm seine Worte klingen würden. »Ich wollte Ruhe haben, wollte alleine sein«, sagte er schließlich verlegen und blickte zu Boden. »Ich habe mich verirrt.« Die Miene auf Ghars Gesicht sagte ihm, dass dies nicht der richtige Moment war, um die Woelven zu erwähnen.

Der Stallmeister betrachtete den verdreckten Jungen vor sich, roch an ihm und stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Du kannst dich bei deiner Schwester bedanken. Sie hat darauf

bestanden, dass ich dich suche, als Dath ihr das von Rafe erzählt hat.«

»Oh, sie weiß es?« Corban ließ die Schultern sinken.

»Ja, Junge, aber das spielt jetzt keine Rolle. Bringen wir dich nach Hause. Wenn du mit mir Schritt halten kannst, kommen wir vielleicht noch rechtzeitig zur Handbindung zurück. Dann habe ich dich wenigstens nicht gerettet, nur damit deine Mutter dich hinterher umbringt.«

»Ich glaube, sie wird mich trotzdem umbringen«, sagte Corban mit einem Blick auf seinen zerfetzten und verdreckten Umhang.

»Gehen wir einfach los und finden es heraus.« Ghar wendete sein Pferd und setzte sich in Bewegung.

## 6. KAPITEL

### VERADIS

Veradis lockerte die Schultern und versuchte, sein Kettenhemd so an seinem Körper zu verschieben, dass es für ihn bequemer war. Seine Haut war wund, trotz der Leinentunika, die er darunter trug. Und die Gangart seines Pferdes machte es noch schlimmer, als er jetzt ein Dutzend Schritte hinter Nathair ritt.

*Ich hätte es öfter tragen sollen*, sagte er sich. Aber der Kettenpanzer war immer so unbequem gewesen. In Ripa besaß nur eine Handvoll Krieger eigene Kettenhemden. Natürlich gehörte sein Bruder Krelis dazu, ebenso wie sein Vater. Dazu noch Alben, der Waffenmeister der Festung, und zwei oder drei Söhne von örtlichen Baronen. Die paar Male, die er das Hemd in der Öffentlichkeit getragen hatte, hatte er sich fremd gefühlt, irgendwie nicht dazugehörig, und dieses Gefühl hatte er ohnehin oft genug. Also war sein Kettenhemd fast immer in der Truhe in seinem Gemach geblieben.

Trotzdem schätzte er es sehr. Vor allem deshalb, weil Krelis es ihm nach der Langen Nacht gegeben hatte, der letzten Aufgabe seiner Kriegerprüfung, aber auch wegen der Wahrheit, die in den Worten seines Bruders gesteckt hatte. *Leder mag vielleicht einen schwachen oder abgefälschten Schlag abwehren, aber dieses Kettenhemd hier wehrt auch scharfe Klagen ab. Behandle es wie einen guten Freund.* Und das hatte er getan. Er hatte es jede Nacht aus der Holzkiste geholt und es gereinigt und eingeeilt, bevor er es wieder zusammenfaltete und wegpackte.

Aquilus hatte Nathairs Wunsch erfüllt und ihm erlaubt, die Kriegerhorde anzuführen, die Lykos, den selbst ernannten König der Korsaren, bei seinem heimlichen Treffen überrumpeln sollte.

Also hatte Veradis nur zwei Nächte in Jerolin geschlafen, bevor er wieder in den Sattel gestiegen war.

Er warf einen Blick über die Schulter zurück. Seine Position war fast an der Spitze einer Kolonne von etwa achtzig Reitern. Sie ritten zu dritt nebeneinander. Aber nur die Hälfte dieser Männer waren Nathairs Rekruten aus seiner neu formierten Kriegerhorde. Die anderen waren handverlesene Krieger von Aquilus' Adlerwache, auf deren Anwesenheit Fidele, Nathairs Mutter, bestanden hatte.

Rechts und links neben ihm ritten Nathairs Gefolgsleute. Links von ihm ritt Rauca, der dritte Sohn eines örtlichen Barons, ein liebenswerter und gutmütiger junger Mann, der im Waffenhof sehr geschickt zu Werke ging. Auf der anderen Seite war Boos, Sohn eines Soldaten von Aquilus' Schildwache. Er hatte einen Stiernacken, breite Schultern und Arme wie knorrige Eichen.

Sie hatten den Süden von Jerolin recht zügig durchquert und waren etliche Wegstunden durch hügelige Weiden geritten, die von lichten Wäldern durchzogen waren. Jetzt, nach drei Nächten, hatte Veradis endlich die Berge gesichtet, die ungefähr die Hälfte ihrer Wegstrecke anzeigten. Sie erhoben sich aus dem Land wie die hervorstehenden Knochen eines Kadavers.

»Veradis!«, rief Nathair von der Spitze der Kolonne.

Veradis gab seinem Hengst die Sporen und setzte sich neben den jungen Prinzen.

»Wir haben bis jetzt immer noch nicht das Gespräch geführt, das ich dir versprochen habe.« Nathair lächelte Veradis freundlich an.

»Du warst beschäftigt, Mylord«, antwortete Veradis.

»Oho, ich will von diesem *Mylord* nichts hören. Schon vergessen, was ich dir gesagt habe?«

»Entschuldige, Mylo...« Veradis schloss rasch den Mund.

Nathair lachte leise. »Ich bin froh, dich in meiner Kriegerhorde zu haben. Wir sind zwar nicht viele, aber unsere Zahl wird noch wachsen.«

»Gewiss.«

»Wie ich höre, bist du der beste Schwertfechter, den Ripa jemals

hervorgebracht hat. Ein sehr willkommenes Mitglied in meiner Horde.«

Veradis schnaubte. »Wer hat behauptet...?«

»Dein Bruder. Ich habe kurz mit ihm gesprochen, bevor er wieder weggeritten ist. Er hat eine hohe Meinung von dir und deinen Fähigkeiten.«

»Oh.« Ein Lächeln spielte um Veradis' Mund.

»Dein Vater muss sehr stolz auf dich sein«, meinte Nathair.

»Ja.« Veradis wollte weiterreden, wusste aber nichts zu sagen.

»Sicherlich«, murmelte er schließlich.

»Krelis. Er ist sehr beliebt. War es eigentlich schwierig, in seinem Schatten aufzuwachsen?«

Veradis runzelte die Stirn, antwortete aber nicht.

»Vergib mir meine Neugier«, meinte Nathair. »Aber dieses Thema interessiert mich sehr.«

Veradis zuckte mit den Schultern. Es war tatsächlich schwierig gewesen, vor allem, weil sein Vater immer nur Augen und Lob für Krelis zu haben schien. Seinen jüngsten Bruder Ektor schien das nicht gestört zu haben. Er gab sich mit seinen Büchern zufrieden, aber Veradis hatte das Gefühl gehabt, als würde sich ein eiserner Nagel immer tiefer in seinen Leib bohren. Dennoch liebte er Krelis und nahm ihm das nur selten übel, und wenn, dann auch nur einen flüchtigen Augenblick lang. Wenn überhaupt jemand die Schuld an der Situation trug, dann war es sein Vater. Er zuckte wieder mit den Schultern. »Manchmal.«

»Ich weiß durchaus, wie es ist, im Schatten eines anderen aufzuwachsen«, sagte Nathair leise.

Veradis sah den Prinz aufmerksam an und bemerkte, dass seine Augen blutunterlaufen waren und dunkle Ringe unter ihnen lagen.

»Geht es dir gut?«, fragte er.

»Was? Ach, das hat nichts zu bedeuten«, antwortete Nathair.

»Ich habe nicht gut geschlafen, das ist alles. Schlechte Träume, du verstehst?«

Sie ritten eine Weile schweigend weiter und suchten sich einen Weg durch die lichten Wälder, in denen überall weiße Pilze wuchsen.

Eine Handvoll Feldlerchen flatterte von den Zweigen über ihren Köpfen auf, aufgeschreckt von ihrer Anwesenheit.

»Hast du die Reiter gesehen, die vor uns Jerolin verlassen haben?«, erkundigte sich der Prinz unvermittelt.

»Ja, hab ich.« Eine große Gruppe von Kriegern hatte an dem Tag, an dem Veradis sich auf diese Reise vorbereitet hatte, die Festung verlassen. Sie alle hatten zusätzliche Pferde mitgeführt und waren für eine lange Reise ausgerüstet. »Ich dachte, es hätte vielleicht etwas mit der Rückkehr von Meical zu tun. Er ist doch ein Ratgeber deines Vaters, stimmt's?«

»Ja, er hat dabei eine Rolle gespielt.« Die Miene des Prinzen verfinsterte sich kurz, bevor er weitersprach. »Die Reiter sind Boten. Mein Vater beruft ein Konzil ein und bittet alle Könige der Verfemten Lande um ihre Teilnahme.«

»Alle?«

»Ja. Zu den Königen aller Reiche wurde je ein Bote geschickt.«

»Warum?«

»Ah. Darüber darf ich nicht sprechen, noch nicht. Es obliegt meinem Vater, das zu enthüllen, und zwar beim Konzil.«

»Werden sie kommen, die Könige aller Reiche?«

»Das sollten sie wohl. Schließlich ist mein Vater der Hochkönig«, gab Nathair zurück.

»Gewiss.« Veradis verzog das Gesicht. Aquilus war tatsächlich der Hochkönig, wenn auch mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit. Vor vielen Generationen, als die Verbannten an diese Gestade gespült worden waren und einen Krieg gegen die Clans der Giganten begonnen hatten, hatte es nur einen König gegeben, Sokar. Nachdem die Giganten bezwungen und die Verfemten Lande von Menschen besiedelt worden waren, hatten sich alle vor ihm verneigt. Aber das war vor langer Zeit gewesen. Neue Reiche waren entstanden, und jetzt gab es viele Könige in den Landen, obwohl sie immer noch die Souveränität des Herrn von Tenebral anerkannten, der von ihrem ersten König abstammte. Jedenfalls taten sie das theoretisch.

»Vater sagt, dass sie kommen werden.« Nathair zuckte mit den



Schultern. »Unter uns gesagt, glaube ich nicht, dass es eine Rolle spielt.« Er beugte sich dichter zu Veradis und senkte die Stimme. »Wusstest du, dass die Gigantensteine bluten?« Er lächelte, sichtlich aufgewühlt. »Wir leben in außergewöhnlichen Zeiten, Veradis, Zeiten, in denen wir deinen berühmten Schwertarm dringend benötigen werden, glaube ich. Wir stehen am Beginn von etwas Neuem. Deshalb ist es ein ausgezeichneter Zeitpunkt, um eine Kriegerhorde zu gründen. Wie gesagt, ich bin froh, dass du dazugehörst.«

Der Prinz warf einen Blick auf die Reiter hinter sich. »Das sind gute Männer, tapfer und loyal, jeder einzelne von ihnen. Aber du bist der Sohn eines Barons und mir damit ähnlicher, als sie es sein könnten. Verstehst du mich?«

»Ja, Mylo...« Veradis unterbrach sich kurz. »Ja, das verstehe ich. Und ich bin froh, dass ich dazugehöre.« Seine Neugier wuchs, und bei Nathairs Worten kam sein Blut in Wallung. Die Begeisterung des Prinzen war ansteckend. Zum ersten Mal seit einer Ewigkeit spürte er, wie sich etwas in ihm regte. Er fühlte sich geschätzt.

Die Tage verstrichen, während Veradis und die Kriegerhorde geradewegs nach Süden ritten. Eine Weile hielten sie sich im Schatten der Berge, die Veradis von ferne gesehen hatte. Sie überquerten reißende Flüsse, die aus dem Gebirge hinabströmten. Als die Berge hinter ihnen zurückblieben, veränderte sich das Land. Die Platanen- und Ulmenwälder lichteten sich und wichen schließlich schier endlosem, hügeligem Grasland. Dann wurde auch das immer spärlicher, und jede Farbe und Feuchtigkeit schien von der immer heißeren Sonne aus allem herausgebrannt zu werden.

Schon bald erreichten sie die Ufer des Nox. Die Kriegerhorde überquerte den Fluss über eine uralte Steinbrücke, die Generationen zuvor von den Giganten errichtet worden war. Von hier aus folgten sie dem Fluss nach Süden, der sich sein Bett durch das immer felsiger werdende Land gegraben hatte, bis Veradis eines Morgens, lange vor dem Sonnenzenit, salzige Luft schmeckte und den fernen Schrei von Möwen hörte.

Als ihr Haupt Orcus die Hand hob, kam die Kolonne der Reiter

nach und nach zum Stehen. Nathair winkte Veradis und Rauca zu sich.

Der Prinz und der Angehörige der Adlerwache beugten sich über eine ausgerollte Landkarte. Veradis trat näher und runzelte die Stirn. Er hatte schon immer Schwierigkeiten gehabt, Landkarten zu verstehen, und er liebte sie ganz bestimmt nicht so sehr wie sein Bruder Ektor, der ganze Tage in der Bibliothek in Ripa verbrachte und in den vielen Pergamenten stöberte, die man dort verwahrte. Einige zeigten sogar die Grenzen der Gigantenreiche, die einst die *Verfemten Lande* beherrscht hatten, bevor die Verbannten an die Gestade gespült worden waren.

»Wir sind hier«, sagte Orcus und markierte mit dem Finger einen Punkt auf der Karte, der sich dicht an einer Küstenlinie befand.

»Richtig«, bestätigte Nathair. »Und das da scheint die Stelle zu sein, von der dieser Gefangene der Vin Thalun gesprochen hat.« Er deutete auf eine hohe Zeder, deren Stamm von einem Blitz auseinandergerissen und verbrannt worden war. »Falls er die Wahrheit gesagt hat, soll dieses Treffen an einem Ort etwa drei Wegstunden östlich von diesem Baum stattfinden.«

»Das werden wir sehen.« Orcus rollte die Landkarte wieder zusammen und schob sie in ihre Lederhülle zurück.

»Informiert die Männer, dass wir bald am Ziel sind«, sagte Nathair zu Veradis und Rauca.

Die beiden Krieger ritten entlang der Kolonne der Kriegerhorde zurück und verbreiteten die Nachricht. Mit einem Winken ließ Nathair sie weiterreiten und dem Flusslauf nach Osten folgen.

Schon bald fanden sie sich in einem öden Landstrich wieder, der aus niedrigen Hügeln, scharfen Klippen und von der Sonne ausgetrockneten, gewundenen Tälern bestand. Kurz nach dem Sonnenzenit ließ Nathair die Männer anhalten. Die Sonne brannte heiß und gnadenlos vom Himmel auf sie herunter.

»Von hier aus gehen wir zu Fuß weiter!«, rief der Prinz. Unter lautem Geklapper von Harnischen und Eisen stiegen die etwa achtzig Reiter ab. Ein Dutzend blieb bei den Pferden zurück, während der Rest zwischen einer Reihe von kleineren Hügeln verschwand.

Veradis wischte sich den Schweiß aus den Augen und trank einen Schluck aus seinem Wasserschlauch. Er war besser als die meisten anderen an diese Hitze gewöhnt. Seine Heimat Ripa lag viel weiter östlich an der Küste und fast so weit im Süden wie der Ort, an dem sie sich jetzt befanden. Deshalb war das Klima sehr ähnlich. Das Einzige, was er vermisste, war die kühlende Brise von der Bucht her, die in Ripa ständig zu wehen schien. Hier jedoch, ohne diesen Wind, fühlte sich die Hitze weit schlimmer an, geradezu erstickend, und die Luft brannte ihm bei jedem Atemzug in Nase und Hals.

In einer langen Reihe hinter Nathair und Orcus erklimmen sie einen Hügel. Die genagelten Sohlen von Veradis' Sandalen kratzten auf dem steinigen Untergrund. Dann blieben die beiden Anführer stehen und unterhielten sich leise. Schließlich bedeutete Orcus der kleinen Gruppe, sich in einem weiten Bogen aufzufächern, bevor sie weiter den Hügel hinaufgingen.

Veradis benutzte seinen Speer als Stab und schob mit einer Bewegung der Schulter seinen Schild auf dem Rücken zurecht, während er sich hinter Nathair den Hügel hinaufmühte. Noch bevor der Prinz den Kamm der Anhöhe erreicht hatte, legte er sich auf den Bauch und legte den Rest des Weges kriechend zurück. Die Krieger folgten seinem Beispiel, und schon bald befanden sie sich unmittlerbar vor einem langen Grat, Veradis auf der einen Seite von Nathair und Rauca auf der anderen. Vorsichtig spähte Veradis über den Kamm.

Der Boden dahinter fiel etwa vierzig oder fünfzig Schritte steil ab, bevor er wieder eben wurde. Ein schmaler Fluss hatte eine Schlucht durch die flache, steinerne Talsohle geschnitten. Eine kleine Gruppe von dürren Lorbeerbäumen säumte das Ufer des Flüsschens.

Vor diesen Bäumen, im Schatten eines großen Felsens befand sich ein Mann. Seinem silbernen Haar nach zu urteilen, war er alt. Er hatte es zurückgekämmt und mit einer Lederschnur im Nacken säuberlich zusammengebunden. Er hockte neben einem Feuer, summt und stocherte dabei mit einem Stöckchen in der Glut, dass die Funken stoben. Irgendetwas briet über den Flammen. Hinter ihm, links neben den Lorbeerbäumen, stand ein buntes Zelt.

Veradis warf einen Blick auf Nathairs düsteren Gesichtsausdruck, dann sah er wieder zu dem alten Mann.

Er schien allein zu sein, obwohl man das unmöglich mit Sicherheit sagen konnte. Womöglich hielten sich hinter den vielen Felsen Männer versteckt, vielleicht sogar zwischen den Lorbeerbäumen, und in dem Zelt hätten sich ohne weiteres ein Dutzend oder mehr Männer verbergen können.

»Was machen wir jetzt?«, flüsterte Veradis Nathair zu.

Der Prinz zuckte mit den Schultern. »Warten.«

Das taten sie dann auch. Die Sonne brannte auf die Kriegerhorde herab, die ausgestreckt unmittelbar unter dem Kamm dalag. Veradis hatte das Gefühl, dass er in seinem Kettenhemd allmählich geröstet wurde. Der alte Mann in der Mulde briet in aller Ruhe das Stück Wild über dem Feuer und verzehrte es. Als er fertig war, leckte er sich zufrieden die Finger, fuhr sich mit der Hand durch seinen fein säuberlich gestutzten, silbergrauen Bart und wusch sich die Hände in dem flachen Bach, bevor er zu dem Grat hinaufblickte, hinter dem Nathair hockte.

»Ihr könnt gerne zu mir herunterkommen!«, rief der alte Mann ihnen zu. »Ich würde nur ungerne den ganzen Weg zu euch hinaufklettern.«

Veradis erstarrte vor Schreck und sah Nathair an. Der wirkte ebenso geschockt wie er selbst. Der alte Mann wiederholte seine Einladung, zuckte dann mit den Schultern und setzte sich hin, den Rücken an einen Felsbrocken gelehnt.

»Ich gehe hinunter«, flüsterte Nathair. »Veradis und Rauca, ihr begleitet mich. Alle anderen warten hier. Er hat vielleicht nur einen von uns gesehen.«

Der Prinz stand auf und rutschte den Hang hinab, gefolgt von Veradis und Rauca. Veradis suchte dabei die Senke nach versteckten Feinden ab.

Der alte Mann stand lächelnd auf und wartete, bis Nathair näher gekommen war. Dann hörten sie ein Geräusch hinter sich, und Veradis drehte sich um. Orcus war ebenfalls den Hang hinabgerutscht, um sie zu begleiten.

»Willkommen, Nathair ben Aquilus«, sagte der alte Mann und verbeugte sich tief.

Veradis suchte den Alten mit den Augen nach Waffen ab, konnte aber keine entdecken. Aber er strahlte Kraft aus, eine Aura von Energie, und seine nackten Arme waren muskulös und sehnig. Das Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen, und Humor blitzte in seinen Augen auf, die jedoch irgendwie sonderbar wirkten. Leuchtete da Gelb in ihrer Iris?

»König Lykos?« Nathair blieb ein halbes Dutzend Schritte vor dem Mann stehen. Veradis, Rauca und Orcus verteilten sich einen Schritt hinter ihm.

»Lykos? Ich?« Der Mann lächelte immer noch. »Bedauerlicherweise nicht. Ich wünschte, dem wäre so. Denn ich beneide ihn um seine Jugend und seine Lebenskraft. Ich bin nur Lykos' Diener. Er hat mich gebeten, seine Abwesenheit zu entschuldigen.«

»Wo ist er?« Nathairs Blick zuckte zwischen den Felsen hin und her.

»Er wurde leider durch eine dringende Angelegenheit aufgehalten«, antwortete der alte Mann. »Deshalb hat er mich an seiner Stelle geschickt.«

»Und du bist...?«

»Ich bin Berater der Vin Thalun, Ratgeber von Lykos, dem König der Drei Inseln und der Tethys-See.« Der alte Mann verbeugte sich erneut, und Orcus schnaubte.

Veradis fiel auf, dass der Mann seinen Namen nicht genannt hatte.

»Und dieser Baron, mit dem du dich beraten sollst?«, erkundigte sich Nathair.

»Ah ja.« Der alte Mann zupfte an seinem kurzen Bart. »Du musst wissen, dass Lykos und ich dich unbedingt treffen wollten. Diese Verabredung mit einem Baron war eine ... Erfindung. Das schien der beste Weg zu sein, dich hierherzulocken.«

»Was? Aber woher hättest du wissen sollen, dass ich kommen würde?«

Der Ratgeber lächelte. »Es ist allgemein bekannt, dass Peritus,

das Erste Schwert deines Vaters, einen Feldzug gegen die Giganten anführt. Er führt den größten Teil von Jerolins Kriegerhorde durch das Agullas-Massiv, also kommt er nicht infrage. Da weiterhin der Verdacht auf einen der Barone deines Vaters gelenkt wurde, hätte Aquilus wohl kaum einen von ihnen mit dieser Aufgabe betraut, weil das sehr närrisch gewesen wäre. Wer also sonst wäre noch da, dem dein Vater vertrauen könnte? Zudem ist es kein Geheimnis, dass es, sagen wir, überfällig ist, dass du endlich einen Feldzug anführst.«

Nathair lief rot an, und seine Miene verfinsterte sich. »All das hier«, er deutete mit der Hand durch die Mulde, »war also nur eine List?«

»Ja, obwohl ich es nicht so nennen würde. Wie gesagt, ich war sehr begierig darauf, dich zu treffen.«

»Warum?«

»Ah, das ist eine sehr gute Frage. Und sie zielt direkt auf den Kern der Sache«, erwiderte der alte Mann. »Außerdem ist es eine Frage, die nach einer ausführlichen Antwort verlangt. Vielleicht möchtest du in mein Zelt treten? Dort befinden sich Stühle, Wein und Früchte. Es ist eine weit angenehmere Umgebung für ein langes Gespräch.«

Misstrauisch kniff Nathair die Augen zusammen.

»Offenbar bist du dafür noch nicht bereit.« Der Ratgeber zuckte mit den Schultern. »Ich spüre einen gewissen Mangel an Vertrauen in dir, Prinz.«

»Das ist in Anbetracht der Umstände wohl verständlich«, erwiderte Nathair.

»Allerdings, gewiss. Also gut, dann genügt vielleicht fürs Erste die Kurzfassung. Lykos wünscht eine Übereinkunft zwischen uns.«

»Uns?«, fuhr Orcus dazwischen.

»Zwischen dem Festland Tenebral und den Drei Inseln. Einen Waffenstillstand, sogar einen Pakt.«

»Pah!«, spie Orcus hervor.

Nathair jedoch starrte Lykos' Ratgeber erstaunt an. »Vater würde dem niemals zustimmen. Er hasst die Inselbewohner der Vin Thalun.«

»Ja, die Haltung von Aquilus ist uns wohlbekannt«, räumte der Ratgeber ein. »Das ist unter anderem ein Grund, warum ich mit dir sprechen möchte, Nathair. Vor allem jedoch, weil du die Zukunft von Tenebral bist und damit die Zukunft eines jeden Vertrages zwischen uns. Du und kein anderer.«

»Mein Vater ist König, nicht ich.«

»Zurzeit, das stimmt. Aber so wird es nicht immer sein.« Der alte Mann lächelte, als würde er mit einem alten Freund plaudern. »Je älter du wirst, desto wahrscheinlicher ist es, dass sich deine Überzeugungen, deine Meinungen verfestigen. Manchmal braucht man frisches Blut, auf dass es einen auf den richtigen Weg führt. Wir haben aufregende Zeiten, was dein Vater vermutlich bereits mit dir diskutiert hat. Vielleicht sind gerade deine Meinung und deine Führung besonders wertvoll.« Er sah den Prinzen eindringlich an.

Nathair schnaubte, wich dem Blick des alten Ratgebers jedoch nicht aus. »Selbst wenn ich dir zustimmen würde, dass eine Allianz zwischen uns einen gewissen Wert hätte, wie sollte ich dir jemals vertrauen?«, fragte er. »Du gehörst zu einem Volk, das immer jene überfallen hat, die schwächer waren. Ihr habt gebrandschatzt und gestohlen und seid bis jetzt nicht einmal in der Lage gewesen, den Frieden unter euch selbst zu wahren!«

»Da sind wir wieder an dem entscheidenden Punkt«, meinte der Ratgeber finster. »Vertrauen. Eine äußerst wichtige Grundlage für jede Beziehung. Ich könnte dich mit Worten überhäufen, mit Versprechungen, aber ich glaube nicht, dass du dich davon würdest umstimmen lassen.« Der alte Mann trat zu seinem Kochfeuer. »Vielleicht ist hier eine etwas praktischere Demonstration von Vertrauen erforderlich.«

»Eine Demonstration wovon?«, wollte Orcus argwöhnisch wissen.

»Alcyon, leiste uns Gesellschaft!«, rief der Ratgeber. Zwischen den Lorbeerbäumen trat eine gewaltige Gestalt heraus. Schwarzes, zu Zöpfen geflochtenes Haar und ein riesiger Schnauzbart umrahmten ein wettergegerbtes, zerfurchtes Gesicht. Verschlungene blaue Tätowierungen bedeckten seine gewaltigen Arme und verschwanden

den unter seinem Kettenhemd. Der Griff eines großen Breitschwertes ragte über eine Schulter heraus.

»Gigant!« Rauca spie das Wort wie einen Fluch hervor, und die drei Gefährten Nathairs zückten gleichzeitig ihre Schwerter.

Im selben Moment senkte der Ratgeber den Kopf und murmelte etwas. Die Flammen des Kochfeuers loderten plötzlich empor, höher als ein Mann, und sprangen dann fauchend nach vorn. Sie zogen eine Linie zwischen Nathair und seine Gefährten, wodurch der Prinz von ihnen getrennt auf der falschen Seite stand, allein mit dem Giganten und dem Ratgeber.

Orcus trat einen Schritt auf die Flammen zu und stolperte zurück, als sie ihm ins Gesicht schlugen. Die Hitze versengte ihm die Haare.

Veradis hörte den Lärm vieler Füße, als der Rest ihrer Kriegerhorde hinter ihm über den Kamm stürmte. Auf der anderen Seite der Flammen sah er verschwommen drei Gestalten, den Giganten, Nathair und den Ratgeber. Der Gigant hatte sein riesiges Schwert gezogen und die Spitze auf Nathair gerichtet.

Veradis holte tief Luft, duckte sich hinter seinem Schild und rannte auf die Flammen zu.



## 7. KAPITEL

### CYWEN

*Wo stecken sie bloß?*, dachte Cywen, während sie die Vorderhand eines großen Rotschimmel-Fohlens betastete. Ghar hatte sie gebeten, nach einigen Pferden zu sehen, während er weg war. Sie schnaubte, als ihre Finger einen kleinen Knoten auf der Unterseite des Pferdehufes ertasteten.

»Was ist los?«, erkundigte sich die Pferdehändlerin, der das Hengstfohlen gehörte.

»Er lahmt«, antwortete sie gleichgültig und schob eine widerspenstige schwarze Haarsträhne aus ihrem Gesicht zurück in die Klammer.

»Was sagst du da?« Die Frau kniff die Augen zusammen und starrte Cywen hochmütig an. Sie hatte eine lange dünne Nase.

»Er lahmt«, wiederholte Cywen.

Sie standen in einem von Seilen abgetrennten Abschnitt der Festwiese zwischen etlichen Reihen von Pferden, die auf dem Frühjahrsmarkt zum Verkauf angeboten wurden. Cywen genoss die Situation in vollen Zügen. Zuerst hatte Ghar sie gebeten, ihm dabei zu helfen, die neuen Rinder zu ersteigern, die Brenin ankaufen wollte, und dann hatte er ihr zu allem Überfluss auch noch befohlen, ihm zu helfen, Pferde für den König zu kaufen. Es war ein nahezu perfekter Tag. Jedenfalls war er das gewesen, bis sie Dath gesehen hatte. Sein Gesicht war so lang wie das der Pferde gewesen, um die sie sich kümmerte. Er hatte ihr schließlich alles gebeichtet, aber erst nachdem sie gedroht hatte, ihm ein blaues Auge zu schlagen. *Der arme Corban*, dachte sie jetzt. Sie schwankte zwischen der Sorge um ihn

und der Wut auf Rafe. Heißer Zorn überkam sie bei der Vorstellung, Rafe in sein arrogantes Gesicht zu schlagen. *Nein, Mam zieht mir das Fell über die Ohren, wenn ich mich schon wieder prügele und dabei erwischt werde.* Und jetzt war Ghar schon so lange weg. Er hatte gesagt, er wollte Corban suchen. Mittlerweile machte sie sich auch noch Sorgen um den Stallmeister. Sie riss sich zusammen und konzentrierte sich wieder auf die Pferdehändlerin vor ihr.

»Wo ist Ghar?«, wollte die Frau mit dem hageren Gesicht wissen.

»Nicht da.« Cywen zuckte mit den Schultern. »Er sagte, er hätte etwas Dringendes zu erledigen, und das könnte den ganzen Tag dauern. Wie gesagt, dieses Pferd ist lahm. Ghar hätte zwar sicher trotzdem Interesse, aber nicht zu dem Preis, den du verlangst. Komm nächstes Frühjahr wieder, wenn du lieber mit ihm verhandeln willst.«

Die Händlerin verzog mürrisch das Gesicht und maulte noch ein bisschen herum, letztlich aber akzeptierte sie den Preis, den Cywen ihr anbot. Dann stapfte sie verärgert und leise meckernd davon. Cywen lächelte und tätschelte dem Rotschimmel-Fohlen den Hals.

»Das hast du gut gemacht.« Die Stimme hinter ihr schreckte sie auf. Sie drehte sich um und sah ein schlankes Mädchen, deren hübsches, ernstes Gesicht von blonden Haaren umrahmt war.

»Danke«, gab sie zurück, doch dann erkannte sie das Mädchen.  
»Du bist ...«

»Edana, und wer bist du?«, erwiderte die junge Prinzessin.

»Cywen. Ich helfe in den Ställen. Thannon, der Schmied, ist mein Pa.«

»Ich habe dich schon häufiger in den Stallungen gesehen, meistens mit Ghar. Ich kannte nur deinen Namen nicht. Du hast da eben mit der Frau sehr gut gefeilscht.«

Cywen lächelte. »Dieses Pferd ist tatsächlich lahm, aber nicht für lange. Sieh selbst.« Cywen hob das Vorderbein des Rotschimmels an und legte den nach oben gedrehten Huf stützend auf ihren Oberschenkel. Edana sah ihr über die Schulter.

»Siehst du das hier?« Cywen fuhr mit einem Finger über eine Beule auf dem empfindlichen Teil des Hufes. »Gib acht.« Sie drückte die Spitze eines Messers auf die Beule und ritzte vorsichtig die Haut

ein. »Das hat er schon eine Weile, denn die Haut darüber ist schon ziemlich dick«, erklärte sie. Konzentriert schnitt sie die feste Haut weg. Dann legte sie ihren Daumen neben die Beule und drückte. Mit einem leisen Ploppen platzte die Haut, und gelbgrüner Eiter quoll heraus. Die Muskeln des Pferdes zitterten. Cywen murmelte etwas Beruhigendes, während sie weiter mit dem Daumen drückte, bis kein Eiter mehr kam.

»Das ist eklig«, stellte Edana fest.

»Wir sind noch nicht fertig.« Cywen tauchte ein Tuch in einen Eimer mit Wasser neben sich und machte sich daran, die Wunde zu säubern. Dann drückte sie mit der Messerspitze fest in den Schnitt und mit dem Daumen hart gegen die andere Seite der Beule.

»Da bist du ja«, flüsterte sie, als sie mit der Messerspitze einen langen Holzsplitter aus der Wunde zog. Sie hielt den Splitter hoch, damit Edana ihn sehen konnte. »Jetzt geht es ihm wieder gut.« Sie grinste und gab dem Pferd einen Klaps auf den Hals.

»Woher wusstest du, dass da ein Splitter drin war?«, wollte Edana wissen.

Cywen zuckte mit den Schultern. »Ghar hat mich viel gelehrt.«

»Das hat er allerdings.«

Plötzlich erregte etwas hinter Edana Cywens Aufmerksamkeit, ein blonder Haarschopf und ein breitbeiniger Gang, der ihr bekannt vorkam. Rafe. »Pass für mich kurz auf das Fohlen auf!«, platzte sie heraus, dann rannte sie los und duckte sich unter dem Seil durch, das die Koppel abtrennte. Sie hastete durch die Leute und warf sich auf Rafes Rücken. Beide landeten krachend in einem Durcheinander aus Armen und Beinen auf dem Boden.

»Wie gefällt dir das?«, schrie sie und löste sich mit einem Sprung von Rafe, als der sich auf den Rücken drehte. Dann trat sie ihm in den Bauch und sprang wieder auf ihn, um ihn zu verprügeln. Sie rollten über den Boden, und Rafe versuchte, sich zu schützen. Bis Cywen gepackt und von ihm weggezerrt wurde.

»Lasst mich los!«, schrie sie und wand sich im Griff von Vonn und Crain, während sie dem am Boden liegenden Rafe einen letzten harten Tritt versetzte.